Die Studierendenzeitung der Humboldt-Universität zu Berlin | 17. Jahrgang | Februar 2006

UNAUF gefordert

160

+++ Elite ohne uns +++ Studis auf Hartz IV +++ Ab zur Berlinale +++

International *Student* Identity Card

ISIC

GENIAL GLOBAL

Mit dem ISIC: Studentenleben günstiger!

**Weltweit über 33.000 Vergünstigungen...
vom Museumsbesuch bis zum Fallschirmsprung.
Alles weitere unter**

www.ISIC.de

ITB
BERLIN
Internationale
Tourismus-Börse
8.–12. März 2006

TRENDS & EVENTS
IN HALLE 4,1

ITB TRENDS & EVENTS

International *Student* Identity Card

ITB FOR FREE*

ISIC

* Gutschein nur gültig in Verbindung mit einem aktuellen ISIC.

Name:
Straße:
Ort:
E-Mail:

GUTSCHEIN

www.isic.de ... www.isic.de ... www.isic.de ... www.isic.de ...

UMSONST Umsonst zur Internationalen Tourismus-Börse in Berlin? Einfach Voucher ausschneiden, ausfüllen und (gegen Vorlage des aktuellen ISIC) an der ITB-Kasse gegen eine Eintrittskarte eintauschen! Der Voucher ist schon weg? Auf der Website www.isic.de kannst du dir einen Gutschein herunterladen.

DEN ISIC GIBTS BEIM REFRAT DER HUMBOLDT-UNI.

UnAuf gefordert

Die Studierendenzeitung der Humboldt-Universität zu Berlin
Erstmals erschienen am 17. November 1989
Beste deutschsprachige Studierendenzeitung 2004/2005

Herausgegeben vom:
StudentInnenparlament der HU

Verantwortlich für diese Ausgabe: Fabian Reinbold, Emanuel Viebahn, Anne Wendt, Stephan Lahl

Redaktion: Alexander Thobe, André Leipold, Anna Niederhut, Anne Jacobsen, Benjamin Reuter, Bernhard Holl, Christine Drechsler, Claudia Salzmann, Daniel Schalz, Felix Neubüser, Johannes Edelhoff, Lena Reissig, Lisa O'Conner, Louisa Reichstetter, Maike Brüggen, Manuel Bewarder, Markus Reichert, Nils Müller, Pablo Silalahi, Roland Borchers, Sabine Schereck, Sandra Jarke, Sebastian Rothe, Silvio Schwartz, Sören Kittel, Tina Rohowski

Anzeigen: Michael Othmer (0171 737 11 09)
Satz: Romy Alig **Online-Redakteur:** Burghard Güther **Fotos:** Christoph Schlüter, Robert Nagel **Titelbild:** Britta Kussin
Illustrationen: Anna Sartorius, Britta Kussin, Jana Hiebsch, Sebastian Rothe, Sophia Chin
Lebenfoto: Robert Nagel

Kontakt:
Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6, 10099 Berlin
Hauptgebäude, Raum 2094 a
Tel.: 2093-2288, Fax: 2093-2754,
www.unaufgefordert.de
redaktion@unaufgefordert.de
werbung@unaufgefordert.de
Öffentliche Redaktionssitzungen:
montags um 18:00 Uhr im Raum 3048
Druck und Belichtung:
FATA MORGANA Verlag,
Brunnenstr. 181, 10119 Berlin
Gedruckt auf Recyclingpapier im Trockenoffsetverfahren
Auflage: 5.000

Für alle Fakten besteht das Recht auf Gegendarstellung in angemessenem Umfang. Nachdruck nach vorheriger Nachfrage möglich. Wir bitten um Quellenangabe und Belegexemplar. Die Redaktion behält sich vor, Leserinnen- und Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen. Alle Artikel geben die Meinung des jeweiligen Autors oder der jeweiligen Autorin wieder.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe:
20. Januar 2006
Redaktionsschluss der Nr. 161:
27. März 2006

editorial

> Zu 18 Monaten auf Bewährung wurde der Buchdieb verurteilt. Er hatte aus der Bonner Uni-Bibliothek mehrfach historische Bücher geklaut und anschließend auf Auktionen zu barem Geld gemacht. Geht die Armut der Studierenden schon so weit? Doch halt – der Übeltäter war kein Student, sondern Professor. Über sechs Jahre hatte er sich an den Büchern der Uni bereichert, sein Vergehen aber beharrlich geleugnet. Erst vor dem Richter gestand er seine Taten. Die Geschichte hat uns irritiert. Beim ersten Lesen wollten wir sie gar nicht glauben. Das haben wir unseren Lehrenden nicht zugetraut. Aber warum eigentlich nicht? Wissen wir überhaupt, wie unsere Professorinnen und Professoren ticken? Klare Antwort: nein. Wir erleben sie in den 90 Minuten Seminar oder Vorlesung und treffen sie vielleicht noch einmal in der Sprechstunde. Was denken die Studierenden über ihre Profs? Wir haben uns umgehört und erfahren, wo der Schuh drückt. Die meisten von uns kennen Profs, die schlecht lehren und ihre Studierenden ungenügend betreuen. Doch viel zu oft finden wir uns damit ab, anstatt darauf aufmerksam zu machen. Wie unzufrieden wir auch teilweise sein mögen, außerhalb der Uni sind die Profs beliebt. »Hochschulprofessor/Hochschulprofessorin« liegt in der Rangliste der angesehensten Berufe auf Platz drei. Und auch für kritische Studierende gibt es einen Lichtblick. Sucht man bei Google »Professoren sind«, kommt gleich als drittes Resultat »lernfähig«. Hoffen wir, dass es stimmt.

Eure UnAuf <

Illustration: Anna Sartorius

Titel

9 Unsere Profs

Die unbekannten Wesen vom anderen Ende des Hörsaals. Wir sehen sie jeden Tag und wissen fast nichts über sie. Wie wir sie erleben und wie sie sich selbst sehen. Zum Anfang ein paar Fakten.

10 Gähnende Lehre

Das Spiel dauert 90 Minuten und ist zäh. Seminare und Vorlesungen werden von Studierenden häufig kritisiert.

12 Mündliche Prüfung

Was sagt die andere Seite? Vier Profs, vier Fragen, vier Antworten.

14 Von Stars und Sternchen

Zwischen Fernsehstudio und Hörsaal. Einige unserer Profs sind Berühmtheiten. Aber was bringt der Ruhm ihren Studierenden?

15 Profs von der Rolle

Intelligent, genial, ein bisschen verrückt – so kennen wir sie. Nicht aus der Realität, sondern aus Film und Literatur.

Rubriken

3 Editorial
6 Glosse: Gebrüder Frost
6 News
8 Liebesbriefe
41 Tipps und Termine
42 »Deutschsein« lernen

Politik

16 Selbstverwaltung mit Humor

Was bringt uns das StudentInnenparlament?

17 Wahlergebnisse

18 Elite ohne Humboldt

Die HU scheitert früh im Exzellenzwettbewerb.

studieren

19 Ausgelesen
Bücherschwund rund ums Hauptgebäude.

20 Löchrige Taschen
Studierende der HU lebten vier Wochen von Hartz IV.

22 Studieren in ... Toronto

24 Kinder machen Karriere
UdK-Studierende haben ihre eigene Werbeagentur und Erfolg damit.

25 Sendersuche
Das Campusradio an der TU: gut ausgerüstet, aber unterbesetzt.

26 Zukunftsvision und Untergang
Zwei Studentinnen aus Nicaragua in den Achtzigern an der HU.

28 Damenwahl
Eine studentische Ausstellung über Finnlands Exportschlager.

30 Der Bachelor und seine Kinder
Ein Beitrag aus dem Refrat

Leben

32 E-Mail aus ... Lund

32 Wie komme ich zur WM?
Teil 4: Für Ordnung sorgen.

33 Die Hauptstadt der Schwebebahn - Wuppertal

34 Ins neue Zuhause tanzen
WG-Zimmer auf die entspannte Art suchen: die »WG-Party«.

35 Mit Goldmedaille zum Abschluss
Zwei HU-Studentinnen bei den Olympischen Winterspielen.

Kultur

36 Die ganze Stadt ein Kino
Eine Vorschau auf die Berlinale.

37 Anklicken, anziehen, rumtragen
Getropfte Bilder auf virtueller Vernissage.

38 Ballgeschichten
Pflichtlektüre zur WM

39 Plattenwäsche
Matt Groening: »All Tomorrow's Parties 3.1«, Incrowd: »Sneaking in«

40 Blutige Vergangenheit
»Caché« von Michael Haneke

TIM'S
Canadian Deli

Espresso, Milchkaffee, Kaffee Latte
und Muffins, Brownies, Cookies und
vieles mehr an kanadischen Backwaren
aus eigener Produktion werden
Ihren Gaumen erfreuen.
Kalte Getränke, Bier und Wein,
belegte Bagels, Salate, Suppen und
Aufläufe warten, um Ihren
Hunger zu stillen.

BEBELPLATZ

in der Juristischen Fakultät
gegenüber dem Hauptgebäude
Bebelplatz 1, 10117 Berlin-Mitte

Öffnungszeiten
Montag - Freitag von 8.00 - 20.00 Uhr,
Samstag von 9.00 - 16.00 Uhr
Fon 030 - 20 45 58 25

ADLERSHOF

im Erwin Schrödinger-Zentrum
direkt am Haupteingang
Rudower Chaussee 26, 12489 Berlin

Öffnungszeiten
Montag - Freitag von 9.00 - 18.00 Uhr,
Fon 030 - 20 93 28 44

glosse

Illustration: Sebastian Rothe

Gebrüder Frost

> Wie ernst es um Wilhelm und Alexander steht, wurde bislang unterschätzt. Schwere Verletzungen haben sie zu befürchten, wenn nicht bald etwas passiert. Das meint zumindest York Rieffel, Amtsrestaurator des Landesdenkmalamts Berlin. Die gefrierende Winternässe dringe in die Statuen vor der Humboldt-Universität (HU) ein und könnte sie bald in handliche Kleinsteine zerlegen. Wenn man der Überschrift eines Artikels im Tagesspiegel Glauben schenkt, dann diente Wilhelm an Silvester zudem als »Raketenbasis«. Dass Feuerwerke Verletzungen hervorrufen können, ist allgemein bekannt. Und alles nur, weil die Brüder dieses Jahr nicht wie seit 20 Jahren für den Winter eingehüttet wurden.

Wie ernst ihr Zustand wirklich ist, darüber streiten sich die Spezialisten. Wolfgang Köhler, bei der Technischen Abteilung der HU zuständig für den Baubestand, hält die Obdachlosigkeit der beiden für wenig tragisch. Die Skulpturen, so meint er, seien in gutem Zustand, und durch das versäumte Abdecken, sei »kein Schaden« zu erwarten.

Bisher hiefte jeden Winter ein Kran zwei Holzhütten über das steinerne Kulturerbe. So waren sie vor Winterkrankheiten geschützt, besonders vor Wasser, das in die Haarrisse im Marmor eindringt und, wenn es gefriert, den Stein zum Bersten bringen kann. York Rieffel sieht die beiden Humboldte deshalb »akut gefährdet« und »dem Verfallsprozess ausgeliefert«. Auch die Prophylaxe gegen Feuerwerk wäre mit der Einhüttung gewährleistet gewesen. Wolfang Köhler schiebt die Schuld auf den Kran, dessen Arm zu kurz war, weil das Trottoir vor der Uni, in Folge der Baumaßnahmen neuerdings zu breit ist. Auf dem Gehweg hätte der Kran nicht installiert werden können, sagt er. Nun soll es eine Ausschreibung für einen neuen Kran mit größerer Reichweite geben. Alles soll seinen amtlichen Gang gehen, um Alexander und Wilhelm diesen Herbst wieder ein Dach über dem Kopf zu bieten. Dem Restaurator dauert das zu lange. »Bis zum April gibt es noch Frost.« Rieffel verlangt die sofortige Einhüttung, um weiteren Schaden abzuwenden: »Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg«, sagt er. Doch wo der Weg zu breit ist, hilft auch ein starker Wille nicht. Zwei Finger fehlen Wilhelm schon. Man darf gespannt sein: fällt auch der Arm, hat Rieffel recht – falls er hält, wusste Köhler es besser.

Benjamin Reuter <

Millionen für BaMa

Die Freie Universität (FU) investiert seit 2005 jährlich zusätzliche 19 Millionen Euro in die Umstellung von Studiengängen auf Bachelor und Master. So sollen neben ergänzenden Zeitprofessuren und Investitionen für die Ausstattung von Hörsälen, Seminarräumen und Laboren auch Programme zur Verbesserung der Lehre bezuschusst werden. Darüber hinaus wurde die Stelle eines Beauftragten für Bachelor/Master-Studiengänge eingerichtet. Ziel ist es, die, bei der Umstellung häufig auf sich allein gestellten, Fachbereiche nachträglich besser zu unterstützen und so entstandene Probleme für die Studierenden zu beheben. Diese waren im Dezember in einen einwöchigen Warnstreik getreten, um auf die Missstände in Bachelorstudiengängen aufmerksam zu machen. *stl*

Gold für die HU

Die studentische Sportlerin des Jahres 2005 kommt von der Humboldt-Universität (HU). Die Windsurferin Romy Kinzl wurde vom Allgemeinen Deutschen Hochschulsportverband auf der 100. Vollversammlung durch Generalsekretär Olaf Tabor mit dem Preis für die Spitzensportlerin ausgezeichnet. Kinzl, die Sport und Geschichte an der HU studiert, holte im vergangenen Sommer bei der Universiade in Izmir eine Gold- (Mistral Einzel) sowie eine Bronzemedaille (Teamwertung). Zuvor hatte sie knapp den Sprung in das deutsche Olympiateam verfehlt. Die Auszeichnung für die bundesweit beste studentische Sportlerin des Jahres wurde zum zweiten Mal verliehen. *mab*

Bildung für Reiche

Die HU hat einen neuen Nachbarn: Die European School of Management and Technology (ESTM). Seit Januar diesen Jahres werden im ehemaligen Staatsratsgebäude der DDR 30 junge Manager und Managerinnen ausgebildet. 26 Männer und vier Frauen aus 15 Ländern wollen ihren Master of Business Administration in einem Jahr abgelegt haben. In Kleingruppen werden sie täglich acht Stunden auf englisch unterrichtet. Die ESTM ist auf Initiative von 25 deutschen Unternehmen gegründet worden. Das Aufbaustudium kostet 50.000 Euro. Zugelassen wird, wer einen Studienabschluss und mindestens drei Jahre Berufserfahrung hat. *awe*

HU regiert Chile

Die neue chilenische Staatspräsidentin ist eine HU-Ehemalige. Die Sozialistin Michelle Bachelet wurde am 15. Januar ins Amt gewählt. Weitgehend unbekannt war bisher, dass sie in den Jahren 1976 bis 1979 an der HU Medizin studierte und in einem Potsdamer Plattenbau lebte. Als Tochter eines Luftwaffengenerals, der nach dem Putsch gegen den damaligen Staatspräsidenten Salvador Allende politisch verfolgt wurde, flüchtete sie ins Exil. Zunächst ging es nach Australien, später kam sie in die DDR. Die HU hat nach der Wahl in Chile eine Berühmtheit mehr in ihrer Ehemaligenliste aufzuweisen. *stl*

Schlau zahlt nicht

Die Studienstiftung des deutschen Volkes will ein neues »Programm für Forschungsstudenten« ins Leben rufen. Bis zu 100 Studierende sollen Stipendien erhalten, um bereits im Hauptstudium an Exzellenzzentren forschen zu können, sagte Gerhard Teufel, Generalsekretär der Studienstiftung, der Zeit. Das in Zusammenarbeit mit der Deutschen Forschungsgemeinschaft entwickelte Programm sei eine Ergänzung zur Exzellenzinitiative der Universitäten. Zudem fordert Teufel, Begabte von kommenden Studiengebüren zu befreien. Die besten fünf bis zehn Prozent sollen demnach unentgeltlich studieren dürfen. *awe*

Wahlverweigerung

Vom 17. bis 19. Januar fanden an der FU die Wahlen zum Studierendenparlament (Stupa) statt. Das endgültige Wahlergebnis lag bei Redaktionsschluss noch nicht vor, überraschend war jedoch die geringe Wahlbeteiligung, die im Vergleich zum Vorjahr von 21 Prozent auf etwa 12 Prozent fiel. Gerade vor dem Hintergrund des im Dezember stattgefundenen Streiks und der Einführung des Campus Management Systems und der damit verbundenen öffentlichen Diskussionen, hatte die Studierendenvertretung auf ein stärkeres Interesse für hochschulpolitische Themen gehofft. *stl*

Frühstück beim Präsidenten

> Der Präsident der Humboldt-Universität, Christoph Markschies, bietet seit seinem Amtsantritt im Januar eine Sprechstunde für Studierende an. Jeden zweiten Dienstag können diese ihre Probleme direkt beim ersten Mann der Uni vortragen – vorausgesetzt sie stehen früh genug auf. Denn die Sprechstunde, für die keine Anmeldung notwendig ist, beginnt um acht Uhr.

Premiere für den an deutschen Hochschulen eher ungewöhnlichen Versuch war am 10. Januar. Als erstes betrat allerdings keine Studentin, sondern eine Habilitandin das Zimmer des Präsidenten. Elena Denisova-Schmidt war mit dem Gesprächsverlauf sehr zufrieden und lobte die »angenehme Atmosphäre«. Ihr Anliegen drehte sich um die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses – konkreter wollte Elena dabei jedoch nicht werden. Markschies sicherte ihr zu, dem Problem nachzugehen.

Anschließend nahm eine Gruppe von drei Studierenden beim Präsidenten Platz. Sie forderten eine bessere Beratung und Betreuung von Studierenden und beklagten, dass studentische Gremien durch das Bachelor-Master-System zunehmend Schwierigkeiten hätten, Nachwuchs zu gewinnen. Heike Delling meinte anschließend: »Wenn ich ein Problem habe, das mir unter den Nägeln brennt, kann ich zum Präsidenten gehen. Das ist genial für alle, die keinen ständigen Gremienkontakt haben.« In einem Punkt habe Markschies zugesagt, sofort etwas zu unternehmen. Heikes Fazit: »Wenn der Präsident die Probleme sieht, die existieren, dann ist das schon was wert.«

Auch Markschies zeigte sich erfreut, etwas über die »konkreten Probleme erfahren zu haben, die sonst nicht auf meinem Tisch gelandet wären«. Der Termin am frühen Morgen sei nicht als Abschreckung gedacht, sondern ein Angebot an diejenigen, deren straffe Studiengänge ab zehn Uhr keine Zeit mehr ließen. Dennoch denkt Markschies darüber nach, einen Nachmittagstermin und eine Sprechstunde in Adlershof anzubieten. Der Termin am Dienstagmorgen wird allerdings bestehen bleiben. Auch Morgenmuffel versucht der Präsident zu locken: Wer es vorher nicht schafft zu frühstücken, »für den gibt es bei mir auch Kaffee und Joghurt«. Die nächste Sprechstunde mit Mini-Frühstück findet am 7. Februar im Amtszimmer des Präsidenten, Raum 2030, neben dem Senatssaal im Hauptgebäude, statt. Nach den Semesterferien geht es dann ab dem 18. April im zweiwöchigen Rhythmus weiter.

Foto: Manuel Bewarder

Probleme beim Studium? Christoph Markschies hört sie sich an.

Fabian Reinbold <

Liebesbriefe

Liebe Redaktion,
erst seit diesem Sommer studiere ich in Berlin, deswegen kenne ich bisher nur wenige Ausgaben der »UnAufgefordert«. Ich habe mich aber bisher über jede Ausgabe gefreut und sie sehr gerne gelesen. Umso mehr hat es mich gewundert, dass das StudentInnenparlament euren Haushalt weiter gekürzt und damit die Existenz der »UnAufgefordert« in Frage gestellt hat, wie Ihr in eurer Ausgabe vom Januar 2006 berichtet habt. Die meisten Unis wären sehr froh, wenn sie so eine Studentenzeitung hätten. In Freiburg, wo ich vorher studiert habe, gab es so etwas jedenfalls nicht. Nebenbei bemerkt, gibt es dort auch kein Studierendenparlament – umso fataler finde ich es, wenn dieses in Berlin nichts Besseres zu tun hat, als einer erfolgreichen Studentenzeitschrift die Zuschüsse zu kürzen, und das auch noch ohne vernünftige Begründung. Der Idee der studentischen Mitbestimmung kann so ein Verhalten nur schaden.
Alles Gute und viel Erfolg bei der weiteren Auseinandersetzung,

Moritz Deutschmann

Liebe Redaktion,
ich bin jetzt im zweiten Semester an der HU. Gleich zu Anfang habe ich die UnAuf entdeckt – seitdem halte ich immer Ausschau nach der neuesten Ausgabe.
Eure eigenen Ansprüche sehe ich durchaus erfüllt bzw. bemüht umgesetzt. Ich bin sehr froh, dass es zwischen diesen kommerziellen »Hochschulmagazinen« die UnAuf gibt – zumal ich in einer der letzten Ausgaben erfahren habe, in welchem Kontext sie entstanden ist. Deswegen und wegen eurer guten Arbeit bin ich auf jeden Fall für einen Fortbestand!
Was mir das wert ist? Ich wollte mich ohnehin noch mit der inneren politischen Struktur der Uni befassen – leider bin ich da nicht immer konsequent – aber ich mache das jetzt sofort und werde dann auch zu der Stupa-Wahl gehen. Und noch einen Brief an den Zuständigen oder die Zuständige schreiben.
Ich hoffe, so kann ich helfen.
Ihr könntet etwas mehr über die politschen Partizipationsmöglichkeiten in der Uni berichten … mit einer ständigen Rubrik vielleicht?
Macht's gut und weiter so.

Daniela Wenzl

> Gute Idee, Daniela. Auf Seite 16 stellen wir das StudentInnenparlament kurz vor. Und in der nächsten Ausgabe werden wir uns die Fachschaften, ihre Möglichkeiten und Probleme, ansehen. Dir und Moritz vielen Dank für die Post. Kritik lesen wir immer gerne – positive wie negative. Also her damit.

Eure UnAuf <

· Betreuung wissenschaftlicher Arbeiten
· Studienorganisation / Arbeitstechniken
· Prüfungsvorbereitung
mentor
coaching für studierende

030 - 69 56 92 44 www.mentor-berlin.de

Radiotristesse

Das Berliner Campusradio (UKW 97,2, Kabel 92,6 täglich von 19 bis 20 Uhr) hatte am 15. Januar sein zehnjähriges Sendejubiläum. Für Tim Fiege, den leitenden Redakteur des studentischen Informations- und Unterhaltungsprogramms, wenig Grund zum Feiern. Er nutzte den Anlass, um auf die angespannte Situation beim Radio hinzuweisen. Nachdem die Medienanstalt dem Sender 2004 die neue »unattraktive« Frequenz zugewiesen habe, sei nun »der Tiefpunkt in der Geschichte des Senders erreicht«, so Fiege. Im Vergleich zu früheren Jahren blieben Reaktionen der Hörerinnen und Hörer nun nahezu komplett aus. Auch das Interesse fürs Radiomachen sinke: Die Redaktion sei seit dem Wechsel nur noch spärlich besetzt. *mab*

Mehr Studierende

Die Zahl der Studierenden an deutschen Hochschulen ist im laufenden Semester um ein Prozent gegenüber dem Vorjahr auf 1,982 Millionen gestiegen. Dies geht aus einem aktuellen Bericht des Statistischen Bundesamtes hervor. Dem entgegen haben sich im letzten Jahr zwei Prozent weniger Studierende erstmalig eingeschrieben. Die 351.900 Erstimmatrikulierten sind im Durchschnitt 22,1 Jahre alt. Unverändert blieb der Frauenanteil aller Studierenden von knapp 48 Prozent. *emv*

Reich mit 18

Die Wissenschaftler Claus Offe, Gerd Grözinger und Michael Maschke haben eine Reformidee entwickelt, im Zuge derer jeder zur Volljährigkeit 60.000 Euro erhält. Den vollen Zugriff zum 18. Geburtstag erhält nur, wer in höhere Bildung investiert, beispielsweise in ein Studium. Soll eine Familie gegründet oder ein Haus gebaut werden, erhält man es erst mit 21. Bis dahin werden nur die Zinsen ausgezahlt. Die Förderung ist an einige Bedingungen geknüpft: Die jungen Erwachsenen müssen einen Bildungsabschluss (Abitur oder Lehre) nachweisen und an einer Pflichtberatung teilnehmen. Die Idee der »Stakeholder-Gesellschaft« stammt aus den USA, wo sie an der Yale-Universität entwickelt wurde. *awe*

unsere profs

Die unbekannten Wesen vom anderen Ende des Hörsaals.
Wir sehen sie jeden Tag und wissen fast nichts über sie.
Wie wir sie erleben und wie sie sich selbst sehen –
das steht auf den nächsten Seiten.
Zum Anfang ein paar Fakten.

Illustration: Anna Sartorius

33.219 Professoren in Deutschland
263 Professoren an der HU

5.224 Professorinnen in Deutschland
70 Professorinnen an der HU

4.473 Professoren in den Sprach- und Kulturwissenschaften

1.294 Professorinnen in den Sprach- und Kulturwissenschaften

7.251 Professoren in der Mathematik und den Naturwissenschaften

682 Professorinnen in der Mathematik und den Naturwissenschaften

90 Prozent der Professoren sind verheiratet oder leben in einer festen Partnerschaft
5 Prozent der Professoren leben mit/oder sind mit einer Professorin verheiratet

64 Prozent der Professorinnen sind verheiratet oder leben in einer festen Partnerschaft
33 Prozent der Professorinnen leben mit/oder sind mit einem Professor verheiratet

80 Prozent der Professoren haben Kinder
37 Prozent der Professoren haben drei oder mehr Kinder
1,77: Durchschnittliche Kinderzahl Professoren

50 Prozent der Professorinnen haben Kinder
8 Prozent der Professorinnen haben drei oder mehr Kinder
0,8: Durchschnittliche Kinderzahl Professorinnen

71.500 Euro beträgt das durchschnittliche Jahresgehalt nach der neuen W-Besoldung einer Professorin/eines Professors in Deutschland

41,1 Jahre beträgt das durchschnittliche Alter bei der Ernennung zur Professorin/zum Professor in Deutschland

51,8 Jahre ist das Durchschnittsalter einer Professorin/eines Professors in Deutschland

zusammengestellt von Benjamin Reuter <

Quellen: Statistisches Bundesamt, Institut für Politikwissenschaften der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Leistungsbericht der Berliner Hochschulen 2004 (ohne Medizin), alle Angaben inkl. Juniorprofessuren.

Das Spiel dauert 90 Minuten und ist zäh. Seminare und Vorlesungen werden von Studierenden häufig kritisiert. Der Vorwurf an die Profs:

Gähnende Lehre

Illustrationen: Anna Sartorius

> Infolge der historischen Ausgangsbedingungen…«, beginnt der Professor. Die Studentin in der letzten Reihe hat den Kopf schon auf den Tisch gelegt und wird gleich einschlafen. Sie ist eine der sieben Studierenden, denen der Professor Woche für Woche aus seinem Lehrbuch vorliest. Die 100 anderen Plätze des Hörsaals bleiben frei.

Eine Ausnahme oder der Regelfall? »Zu Beginn des Semesters war der Hörsaal proppevoll, jetzt sitzen wir nur noch mit 20 Leuten da, und das in einer Pflichtveranstaltung«, erzählt der Mathematikstudent Markus. Er ist nicht der Einzige, der sich so äußert. Beschwerden über Professorinnen und Professoren hört man immer wieder. Was werfen Studierende ihnen vor? In erster Linie langweilige Seminare und Vorlesungen – die Lehre steht im Mittelpunkt der Kritik.

2,0 heißt nicht gelesen

»Was total nervt, sind Professoren, die anscheinend nie einen Didaktik- oder Rhetorikkurs besucht haben«, sagt Hanna, die im sechsten Semester Biologie studiert. Theologiestudentin Caroline sieht das ähnlich: »Eine meiner Professorinnen hat noch nie die Tafel benutzt – geschweige denn den Beamer. Ich frage mich, wozu die Geräte da sind.«

Aber es sind nicht nur die Fälle von eintöniger Lehre, über die sich die Studierenden beschweren. Manchen Professorinnen und Professoren wird auch schlechte Betreuung vorgeworfen. Es werden nur selten Sprechstunden angeboten, manchmal muss man monatelang auf die Rückgabe von Hausarbeiten warten – die dann anscheinend nicht einmal ordentlich korrigiert sind. »Eine 2,0 ist die Standardnote für ungelesene Hausarbeiten«, berichtet eine studentische Hilfskraft von den Praktiken an ihrem Institut.

Auch die räumlichen Bedingungen wirken sich auf die Urteile der Studierenden aus. »Der Dozent war prima, aber als ich in den Raum gekommen bin, und die Luft schon völlig verbraucht war, konnte man von mir keine Aufmerksamkeit mehr erwarten«, heißt es häufig. »Wenn Lehrende schlecht bewertet werden, kann man dies oft auf die Rahmenbedingungen zurückführen«, meint der Hamburger Soziologieprofessor und Spezialist für Evaluation von Lehre, Rolf von Lüde. Doch auch unter optimalen Rahmenbedingungen kommt es zu schlechter Lehre. Woran liegt das?

Greifen wir das Beispiel des anfangs genannten Professors noch einmal auf. Er muss neun Deputatsstunden pro Woche geben. Das entspricht vier neunzigminütigen Lehrveranstaltungen und einer Sprechstunde. Außerdem muss er Verwaltungsarbeit leisten, bevor er schließlich zu seiner Lieblingsbeschäftigung, der Forschung, kommt. Doch da die Studierenden ihrem Professor nur in Sprechstunden und Lehrveranstaltungen begegnen, sind diese deren Grundlage zur Bewertung. Bei der Berufung spielt jedoch nicht die Qualität seiner Lehre, sondern die fachliche Kompetenz die entscheidende Rolle.

Didaktik – nicht belegt

Was kann man tun, um Seminare und Vorlesungen besser zu machen? Die Lehrenden zu didaktischen Weiterbildungen verpflichten? Bei Studierenden stoßen solche Vorschläge auf Zuspruch. Hanna meint: »Wenn solche Kurse Pflicht wären, würde das sicher helfen.« Einige der Professorinnen und Professoren teilen diese Meinung, andere sprechen sich strikt da-

gegen aus. »Ich habe durchweg die Erfahrung gemacht, dass diejenigen, die in ihrer Bewerbung den Besuch von Didaktikseminaren angegeben hatten, einen schlechteren Eindruck hinterlassen haben«, erzählt ein Professor von Probevorlesungen im Berufungsverfahren.

Weiterbildende Seminare stehen auch den Professoren und Professorinnen der Humboldt-Universität (HU) offen. Carola Bienert, die dort für »Berufliche Weiterbildung« zuständig ist, berichtet: »Die Teilnehmer der für Juniorprofessoren angebotenen Kurse ›Lehre und Didaktik‹ bewerten diese sehr gut.« Zwar gehörten »ältere Professoren« nicht zur Zielgruppe, dürften aber gerne teilnehmen. Im letzten Jahr haben drei Professoren einen Kurs belegt, um zu lernen, wie man Studierende motiviert und Inhalte besser vermittelt. Die Möglichkeit, sich didaktisch weiterzubilden, ist also gegeben, doch sie wird selten genutzt.

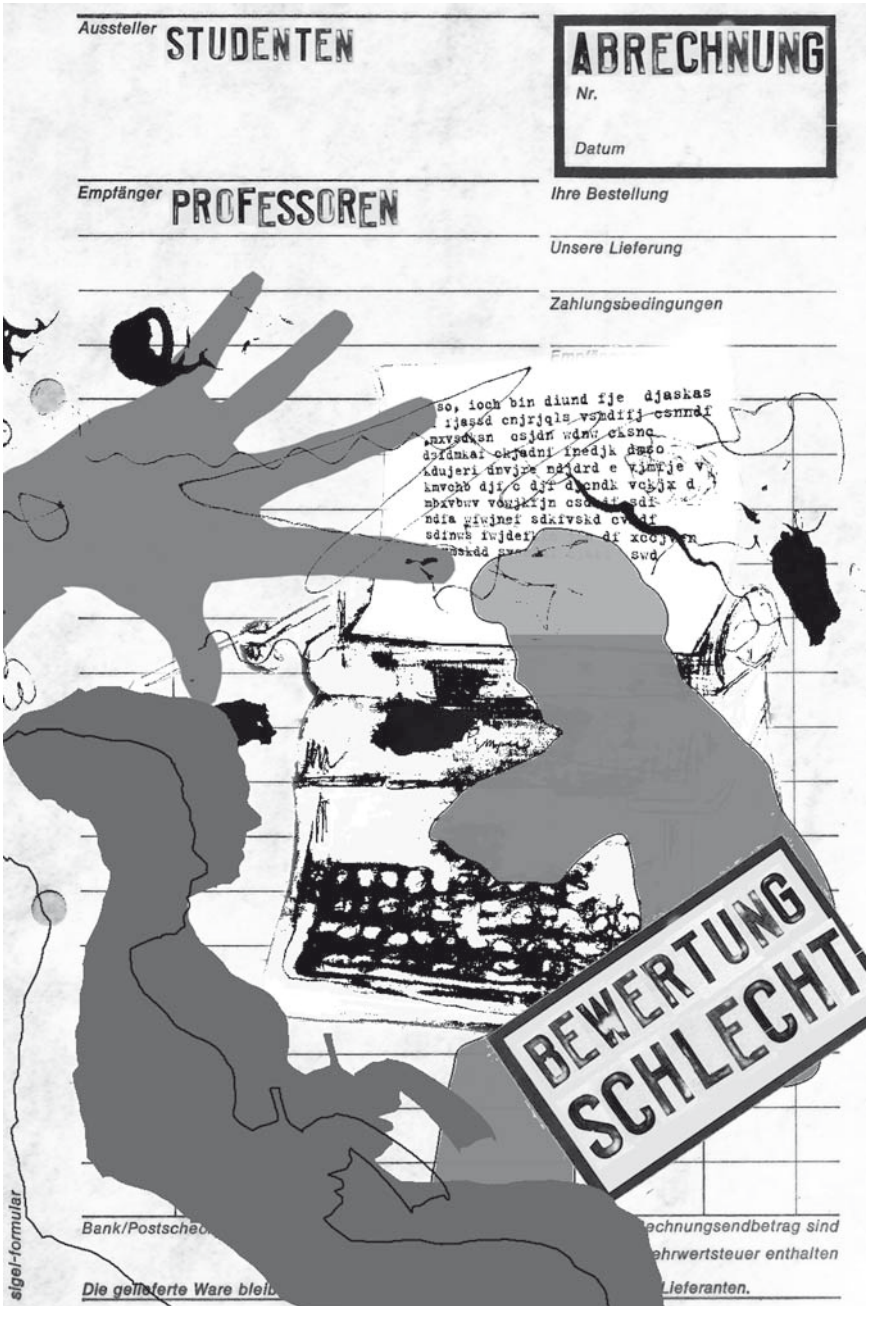
»Egal wie es passiert, es muss die Möglichkeit geben, dass Studenten auf Problemfälle aufmerksam machen können«, fordert auch Studentin Hanna. Gerade vor dem Hintergrund drohender Studiengebühren werden die Studierenden immer stärker auf gute Lehre pochen. Wer in Zukunft Gebühren zahlen muss, wird unmotivierte Lehrende und schlechte Studienbedingungen nicht schweigend hinnehmen. Ob Evaluation das beste Mittel ist, um festzustellen, wo genau die Probleme liegen, bleibt offen, denn bisher ist unklar, wie gut ein funktionierendes Evaluationssystem sein kann. Sicher ist aber, dass die Stimme der Studierenden bei der Bewertung der Professorinnen und Professoren stärker einbezogen werden muss. Nicht, weil die Lehre generell schlecht ist, sondern weil sich eine Universität im nationalen und internationalen Konkurrenzkampf keine Vorlesung leisten kann, die wegen schlechter Lehre nur sieben Studierende besuchen.

Emanuel Viebahn <

Evaluationstheorie

Glaubt man bisher entstandenen Evaluationsberichten, ist die Lehre nicht so schlecht, wie die genannten Beispiele es vermuten lassen. Im bundesweiten Durchschnitt liegt die Qualität der Lehre auf einer Skala von 1 (Sehr gut) bis 5 (Mangelhaft) zwischen 2 und 3. Von Lüde bestätigt dieses Ergebnis. Er glaubt nicht, dass »mangelhafte Lehre der Standard an den Universitäten ist«. Allerdings ist die Evaluation verbesserungswürdig. Während manche Fakultäten gar nicht oder nur unregelmäßig ihre Lehre überprüfen, verwenden andere uneinheitliche Kriterien. Negative Einzelfälle werden so nicht immer erfasst. Und wenn sie erfasst werden, folgen daraus keine Konsequenzen. Außer der meist im Internet stattfindenden Veröffentlichung der Ergebnisse, haben die Lehrenden nichts zu befürchten.

Um die Evaluation einheitlicher und umfassender zu gestalten, gibt es an der HU seit 1997 das »Koordinationsbüro für Lehrevaluation«. Büroleiterin Sabine Naumann kann die einzelnen Institute aber nicht zur Bewertung der Lehre zwingen. Sie erklärt: »Die Initiative muss entweder von der jeweiligen Kommission für Lehre und Studium oder den Studierenden selbst ausgehen.« Naumann und Susanne Baer, Vizepräsidentin für Studium und Internationales der HU, wollen die Evaluation verbessern. »Wir streben systematische Evaluationen an, allerdings tun wir das nur in dem Rahmen, der Form und dem Umfang, in dem sie Nutzen bringen«, so Baer, die es auch für entscheidend hält, »die Perspektive der Studierenden als einen entscheidenden Beitrag zur Bewertung von Leistung einzubeziehen.«



mündliche prüfung

Susanne von Falkenhausen
Kunstgeschichte (der Neuzeit)

Juniorprofessorin
Elke Dittmann
Biologie (Molekulare Ökologie)

warum sind sie professorin oder professor geworden?

»Vorher habe ich auch andere Sachen gemacht, aber ich wollte gerne unabhängig von Bürozeiten arbeiten, meine Arbeit selbst einteilen. Lehrerin wollte ich zwar nicht werden, aber das Lehren mit Erwachsenen war mir dann doch sehr nahe.«

»Juniorprofessorin bin ich geworden, weil ich so erstmals die Möglichkeit hatte, eigenständig zu forschen. Dass man sich eigene Themen aussuchen kann, ist normalerweise der Grund, warum man einen solchen Beruf ergreift. Außerdem war es eine Herausforderung und eine mittelfristige Perspektive, für sechs Jahre mit einer eigenen Gruppe etwas auszuprobieren.«

wie muss ein guter professor oder eine gute professorin sein?

»Ich habe aus meinem politischen Hintergrund ein Motto, das sich in letzter Zeit als sehr praktisch erwiesen hat: ›Hilfe zur Selbsthilfe‹. Ich möchte nicht schulbildend, nicht Guru sein, sondern zu einer Art kritischen Selbstständigkeit motivieren.«

»Gute Professoren sollten zunächst originelle und eigenständige Forschung betreiben, aber gleichzeitig einen guten und engen Kontakt zu Studenten haben. Gerade in den Naturwissenschaften ermöglicht nur ein guter Kontakt zu Studenten, dass man die Studenten auch für die eigene Forschung begeistern kann. Aber es gibt sicher gute Professoren von unterschiedlichem Profil. Manche machen sehr gute Lehre, andere dafür sehr gute Forschung. Ich bin selbst gerade noch dabei herauszufinden, wo meine Stärken liegen.«

wer muss sich stärker verändern, studierende oder professorinnen und professoren,

»Ich glaube, es liegt weder an den einen, noch an den anderen, sondern an den Bedingungen, unter denen man heute studieren muss.«

»Ich habe festgestellt, dass sich in den letzten Jahren viel geändert hat. An unserem Institut stelle ich ein großes Engagement von der Seite der Studenten fest. Unsere Fachschaft ist sehr aktiv, schreibt die Studenten und Professoren direkt an, hat eine eigene Homepage, auf der Projekte ausgeschrieben werden. Ich muss also sagen, dass der Kontakt im Moment sehr gut ist. Wenn sich das weiter so entwickelt, sind wir auf dem richtigen Weg.«

würden die studierenden mehr lernen, wenn professoren und professorinnen didaktik-

»Ich habe überhaupt kein Vertrauen in eine systematisierte Pädagogik, leider auch nicht in eine Hochschuldidaktik. Wenn man kommunizieren will und sich praktische Wege überlegt, wie man das am besten anstellt, dann schafft man das. Aber wenn zum Beispiel die Veranstaltungen überfüllt sind, bedeutet das Schwerstarbeit, um gruppendynamische Prozesse der Kommunikation in Gang zu setzen.«

»Das ist eine schwierige Frage, die Studenten vielleicht besser beantworten können als Hochschullehrer. Ich denke schon, dass eine gute Didaktik in den Vorlesungen sehr wichtig ist. Dann würden mehr Studenten auch die freiwilligen Vorlesungen besuchen. Jetzt lernen die meisten für die Prüfung, um gute Zensuren zu bekommen. Aber ich denke, dass eine gute Didaktik auch den Kontakt zwischen Studenten und Hochschullehrern verbessern würde.«

Was sagt die andere Seite? Vier Profs, vier Fragen, vier Antworten.

Bernd Heinrich
Jura (Strafrecht/Strafprozessrecht und Urheberrecht)

»Zum Einen hat mir die Lehre Spaß gemacht. Auf der anderen Seite war es aber auch der Drang, wissenschaftlich tätig zu sein, auch über das hinaus, was man in normalen juristischen Berufen wissenschaftlich machen kann. Außerdem lässt die Professorentätigkeit ziemlich viel Freiheit für eigenes Arbeiten.«

»Vorlesungen sollten nicht nur Märchen erzählen, sondern von einer gewissen Struktur geprägt sein. Wichtig ist auch die Verwendung von guten Arbeitsmaterialien. Von vielen Studierenden ist mir immer wieder mitgeteilt worden, dass der Zugang zum jeweiligen Professor sehr schwer ist. Ich denke, ein »Professor zum Anfassen« ist in dieser Hinsicht sehr sinnvoll, einer, mit dem man nach oder vor der Vorlesung diskutieren kann, ohne dass man zu große Schwellen überwinden muss.«

damit das verhältnis untereinander besser wird?

»Es ist ein gegenseitiges Aufeinanderzukommen. Ich habe viele Studenten in der Vorlesung, bei denen ich manchmal denke, die kommen und gehen, wann sie wollen; die engagieren sich auch nicht. Da herrscht eine Konsumhaltung. Mit einigen wenigen sehr engagierten Studenten kann man gut zusammenarbeiten. Auf der anderen Seite gibt es viele Professoren, die abblocken, und dann kann man den Studenten auch keinen Vorwurf machen.«

seminare besuchen müssten?

»Eine didaktische Ausbildung gibt es für Professoren faktisch nicht. Das heißt, man kann sich das als werdender Professor nur selbst beibringen. Ich habe als Assistent bei einem Didaktikarbeitskreis mitgemacht und so sehr viel gelernt. Ich kann mir vorstellen, dass es Qualitätsunterschiede in der Lehre gibt. Doch ich glaube, dass es wesentlich besser geworden ist und gerade die jüngeren Professoren mehr Wert darauf legen.«

Olaf Müller
Philosophie (Wissenschaftstheorie der Naturwissenschaften und Naturphilosophie)

»Mein Ziel war: In einem Freiraum zu arbeiten, in dem ich – ohne Rücksicht auf ökonomische Sachzwänge – unvoreingenommen nachdenken und mit intelligenten Leuten diskutieren kann. Die Einheit von Lehre und Forschung war mein Wunschtraum; in der Philosophie ist das manchmal sogar möglich.«

»Neugierig, auch auf Leute; hartnäckig und ehrlich.«

damit das verhältnis untereinander besser wird?

»Ist das Verhältnis denn so schlimm? Wenn ja, dann müssten sich wohl die Lehrenden ändern. Vor allem müsste sich das Zahlenverhältnis von Lehrenden zu Studierenden verbessern, eine Aufgabe für die lieben Politiker.«

seminare besuchen müssten?

»Ich glaube nicht, dass das hilft. Eher sollte man die Studierenden ermuntern zu sagen, was der Professor oder die Professorin besser machen soll.«

Die Fragen stellte Emanuel Viebahn. <
Fotos: Robert Nagel

Zwischen Fernsehstudio und Hörsaal. Einige unserer Profs sind Berühmtheiten. Aber was bringt der Ruhm ihren Studierenden?

von stars und sternchen

> Die Lehrenden der Universitäten sitzen nicht mehr still in ihrer Kammer. Mit öffentlicher Aufmerksamkeit und Rampenlicht sind sie heute vertraut, neben Popstars und Politikern haben sie sich in der Welt der Medien längst einen Platz verschafft. Auch einige Professoren und Professorinnen der Humboldt-Universität (HU) haben sich über ihre Fachgrenzen hinaus einen Namen gemacht. Doch hat der Starfaktor eine Auswirkung auf die Lehre? Bringt es den Studierenden mehr, bei einer Koryphäe ins Seminar zu gehen? Werden Starprofessoren zu Recht auch als Stars ihres Fachgebiets gefeiert?

Im Fach Neueste Geschichte hat Bundesverdienstkreuzträger Heinrich August Winkler den großen Ruhm erlangt. Einen seiner größten Erfolge konnte er mit seinem Buch »Der lange Weg nach Westen« feiern, das schnell zum Standardwerk über deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts wurde. In der Öffentlichkeit trat er oft als Hofhistoriker von Alt-Bundeskanzler Schröder auf. Wenig medienwirksam hingegen ist das Prinzip seiner Vorlesung: Herr Winkler liest vor. Daher scheiden sich an seiner Form der Lehre die Geister. Von einigen Studierenden hört man: »Wir kommen nur seinetwegen aus Dahlem hierher, für uns ist er der Beste auf dem Gebiet.« Andere hingegen sitzen die Zeit ab und hoffen, »dass es nicht so langweilig wird wie sonst« – um dann als Erste aus dem Vorlesungssaal zu sprinten.

Illustration: Jana Hiebsch

Auch der Campus Adlershof kann mit einem Star aufwarten, der den breiten Massen außerhalb der Wissenschaft bekannt ist. Fachfremden ist Joachim Sauer als Ehemann der Bundeskanzlerin geläufig. Doch auch als Wissenschaftler gehört er zu den Großen. Sauer lehrt Physikalische und Theoretische Chemie. Er gehöre weltweit zu den 30 Besten seines Fachs, hört man immer wieder über Sauer. Seine Studenten schätzen ihn. Seine Vorlesungen seien gut strukturiert und auf einem hohen Niveau, meint Jens Breffke, Chemiestudent.

Jenseits seines Fachs hat der HU-Professor Bernhard Schlink durch seinen Roman »Der Vorleser« internationale Bekanntheit erlangt. Als erster deutscher Autor schaffte er es auf Platz eins der Bestsellerliste der »New York Times«. Er lehrt seit 1992 an der HU öffentliches Recht und Rechtsphilosophie, ist Richter am nordrhein-westfälischen Verfassungsgericht und eben Bestsellerautor. Als Dozent ist er erst im Sommer wieder zu sehen, derzeit befindet er sich im Forschungssemester. Die Themen: »Verhältnismäßigkeit im Verfassungsvergleich« und »Denunziation und Verrat vom Mittelalter bis zur Neuzeit«. Wird daraus ein neuer Roman?

Seine Studierenden zu begeistern, kann auch einen Star ausmachen. Dies zeigt das Beispiel des Politikwissenschaftlers Herfried Münkler. »Seine Vorlesungen sind voll von Informationen, aber man hört ihm gerne zu«, so eine Studentin. Er befasst sich vor allem mit politischer Ideengeschichte und der Theorie des Krieges. Er ist dauerpräsent in Zeitungen und Autor zahlreicher Publikationen. Seine Bücher über Machiavelli und die »neuen Kriege« gelten als Standardwerke.

Es bleibt die Frage, ob medienpräsente Professoren und Professorinnen uns weiter bringen als die Unbekannteren. Wer Ruhm erlangt, ist nicht automatisch ein rhetorisches oder fachliches Genie. Berühmt zu sein bedeutet auch nicht, dass man die Studierenden für langweilige Themen begeistern kann. Eine interessante Erfahrung ist es sicherlich, mal den Gedanken einer Koryphäe gelauscht zu haben. Fragt man aber Studierende nach ihren Lieblingsprofessoren und -professorinnen, wird man nur selten die Namen der Berühmtheiten hören. Denn was für uns letztendlich zählt, sind Fachkompetenz, Menschlichkeit und die Fähigkeit zu begeistern – gute Lehre also.

Anne Jacobsen, Anne Wendt, Christian Brath <

Intelligent, genial, ein bisschen verrückt – so kennen wir sie. Nicht aus der Realität, sondern aus Film und Literatur.

Profs von der Rolle

> Ein Vorlesungssaal voller Studentinnen. Ihr Interesse gilt weniger dem Vortrag, sondern vielmehr dem gut aussehenden Professor, den sie mit schmachtenden Blicken verfolgen. Am Ende des Vortrags bemühen sie sich, beim Verlassen des Raumes möglichst dicht an ihm vorbeizugehen. Eine von ihnen legt ihm mit hochrotem Kopf ein Liebesbriefchen auf den Tisch. Sich seiner offensichtlichen Anziehungskraft nicht bewusst, sieht er sie verwirrt an. Als er schließlich selbst den Raum verlässt, läuft er in ein Getümmel von Studierenden. »Bitte sehen sie sich meine Arbeit an!«, ruft einer, »Haben Sie jetzt Zeit für mich?«, eine andere, »Professor, ich muss sehr dringend mit ihnen sprechen«, eine dritte. Mit größter Mühe kämpft er sich zu seinem Büro durch. Die Schatten der Studierenden, die sich davor drängen, zeichnen sich hinter der milchgläsernen Tür ab. Professor Henry Jones, auch bekannt unter dem Namen Indiana Jones (Harrison Ford), zögert. Kurzerhand ergreift er die Flucht durchs Fenster und kehrt der Universität vorerst den Rücken, um stattdessen den Heiligen Gral vor den Nazis zu retten (»Indiana Jones und der letzte Kreuzzug«, 1989). Ist das der Professor, wie er im Buche steht? Nicht alle Professoren aus Film und Literatur werden von ihren Zöglingen so angehimmelt wie Professor Jones.

Illustration: Jana Hlebsch

»Professor Unrat« von Heinrich Mann etwa ist von der unangenehmen Sorte. Er ist ein gefühlskalter, tyrannischer Gymnasiallehrer in einer Provinzstadt, was ihm auch seinen Spitznamen »Unrat« eingebracht hat – eigentlich heißt er Professor Raat. An seinen freien Abenden macht er mit Vorliebe Jagd auf Schüler, in der Hoffnung, sie bei irgendetwas Verbotenem zu erwischen. Die Wende kann nur die schöne Sängerin Rosa schaffen, die in ihm eine sensible emotionale Seite zu Tage führt. Er lernt sie in der Hafenbar »Der blaue Engel« kennen (unter dem Namen wurde der Roman 1930 mit Marlene Dietrich verfilmt), verliebt sich, eröffnet ein Freudenhaus und wird schließlich verhaftet.

Turbulent ist auch das Leben von Professor Kelp. In dem Film »Der verrückte Professor« (1963, mit Slapstick-Meister Jerry Lewis) ist auch dieser ein richtiger Fiesling, dazu noch hässlich und tollpatschig (im Remake mit Eddie Murphy auch noch fett, dafür aber sympathischer). Er ist aber so intelligent, dass er ein Serum entwickelt, das ihn zeitweise zum »Prince Charming« macht. Aber eben nur zeitweise, so dass er sich in den unpassendsten Momenten wieder zurückverwandelt – schließlich auch auf der Bühne vor der gesamten Universität. Nicht ganz so witzig ist die Geschichte von Mathematik-Professor John Nash (gespielt von Russell Crowe) in »A Beautiful Mind«. Auch er ist außergewöhnlich klug, aber leider schizophren. Er hört Stimmen und unterhält sich mit Leuten, die gar nicht da sind. Doch durch seine außergewöhnliche Genialität heilt er sich allein durch seine Willenskraft selbst, wobei er allerdings ein wenig an Genialität einbüßen muss.

Außergewöhnliche Intelligenz scheint das Merkmal zu sein, dass allen Film- und Literaturprofessoren gemein ist. Aber ist das im wahren Leben auch so? Der Realität viel näher wirkt Soziologie-Professor Hanno Hackmann in Dietrich Schwanitz' »Der Campus« (1998 mit Heiner Lauterbach in der Hauptrolle verfilmt). Er ist nicht ganz so genial wie seine Filmkollegen, sonst wäre er nicht auf die hübsche Studentin reingefallen, mit der er eine Affäre hatte: Sie bezichtigt ihn zu Unrecht der Vergewaltigung. Zerplatzt ist der Traum von einer Karriere als Universitätspräsident, und seine Ehe ist auch passé. Vielleicht sind deutsche Professoren einfach nicht so klug wie amerikanische. Es kann schließlich nicht jeder Professor wie Indiana Jones sein.

Anna Niederhut <

Jedes Jahr rufen sie uns an die Urnen: Parteiklone, Lobby-Gruppen und Spaßlisten. Was bringt uns das StudentInnenparlament?

selbstverwaltung mit humor

Illustration: Sebastian Rothe und Ulrike Zimmer

> Wozu brauchen wir ein eigenes Parlament? Das fragen sich viele Studierende. An der Humboldt-Universität jedenfalls enthielten sich bei den letztjährigen Wahlen zum StudentInnenparlament (Stupa) etwa 93 Prozent der Stimme. Das ist einerseits verständlich, denn hochschulpolitische Beschlüsse werden in Ministerien und Ausschüssen der Landespolitik verabschiedet, studienrelevante Entscheidungen von den Unigremien Konzil, Senat und Präsidium getroffen. Das Stupa existiert unabhängig von beiden Systemen und verwaltet daher in erster Linie sich selbst. Andererseits beinhaltet diese Selbstverwaltung wenigstens ein paar Punkte, die letztes Jahr 2.500 Studierende dazu veranlassten, ihre Stimme abzugeben.

Vielleicht wollten sie beeinflussen, was mit den sechs Euro passiert, die sie dem Parlament pro Semester zahlen. Immerhin stehen dem Stupa damit pro Jahr mehr als 350.000 Euro zur Verfügung. Dieses Geld wird an die Referate verteilt, die vom Stupa eingesetzt und deren Vertreter und Vertreterinnen als ReferentInnenrat (Refrat) zusammengefasst werden. Dass der Refrat nicht wie sonst Asta heißt, ist bundesweit einmalig. Die einzelnen Referate befassen sich mit verschiedenen Themenkomplexen, die von Antifaschismus über Ökologie und Hochschulpolitik bis zu Kultur reichen. Neben den Referaten werden auch einige wenige studentische Initiativen vom Stupa unterstützt. Dazu gehören der Kinoklub und auch die UnAufgefordert.

Vielleicht sind die Studierenden aber auch nur während des Streiks 2003 auf das Stupa als ihre so genannte Interessenvertretung aufmerksam geworden oder haben es im Semesterticketstreit als Verhandlungspartner gegenüber den Verkehrsbetrieben entdeckt. Denn das Stupa entscheidet, wie »die Studierendenschaft« in der Öffentlichkeit auftritt und mit wem sie sich verbündet.

Und schließlich wählten viele wohl deswegen, weil Bekannte kandidiert und sie zum Wählen rekrutiert hatten. Dass persönliche Sympathien die Wahlentscheidung in hohem Maße beeinflussen, ist bei einem so exklusiven Kreis von Interessierten kein Wunder. Wer sich nicht nach persönlichen Bekanntschaften richtet, ist womöglich leicht von der enormen Vielfalt der Alternativen verunsichert. Dabei ist es gar nicht so schwer, auch auf einem Wahlzettel von der Größe einer Tageszeitung den Überblick zu behalten. Im wesentlichen organisieren sich die Kandidierenden in drei Arten: in Parteiklonen, Lobbys und Spaßlisten.

Die Parteiklone vertreten allgemeinpolitische Programme oder ganze Weltanschauungen. Manche stehen Bundes- und Landesparteiverbänden nahe, wie der Ring Christlich Demokratischer Studenten (RCDS) oder Grünboldt. Dies sind erfahrungsgemäß auch die langlebigsten Gruppierungen im Stupa. Lobbys dagegen vertreten reine Partikularinteressen, seien es die der Unistandorte Adlershof oder Charité oder auch der »lesbischwulqueeren« Studierenden. Die Spaßlisten lösen sich in der Regel nach einer Wahlperiode auf, ohne an mehr als einer Sitzung teilgenommen zu haben. Trotzdem treten manche ihrer Mitglieder regelmäßig unter neuen, noch humorvolleren Listennamen an.

Dabei ist durchaus nicht von der Hand zu weisen, dass Humor im Stupa eine Schlüsselqualifikation darstellt. Wer jemals die zähe Debatte um das genaue Verfahren einer Abstimmung durchgestanden hat, die am Ende wegen mangelnder Beschlussfähigkeit nicht durchgeführt wurde, wird das bestätigen können.

Wer diese Erfahrung noch nicht gemacht hat, verspürt vielleicht Lust, selbst ein bisschen Hochschulpolitik zu machen. Dazu braucht man zwei Mitkandidierende, einen Namen für die Liste, zehn Unterschriften und natürlich die Stimmen einiger Studierender.

Bernhard Holl <

Anzeige

Entdecke die gemütliche Familiensauna
und finde Ruhe und Entspannung vom Uni-Alltag
www.berlin-sauna.de

Friedrichshain

Studierende 2 1/2 Std.	7,70 Euro
Erwachsene 2 1/2 Std.	8,70 Euro
weitere Std.	3,00 Euro
Kinder bis 3 Jahre	frei
bis 5 Jahre	2,50 Euro
bis 8 Jahre	3,50 Euro
bis 12 Jahre	4,00 Euro
Zehnerkarte Studierende	69,00 Euro
Zehnerkarte Erwachsene	77,00 Euro

Hübnerstraße 4 - 030/420 164 76

Bornholmer Str. 12 - 030/444 16 46

Prenzlauer Berg

Studierende 2 1/4 Std.	6,70 Euro
Erwachsene 2 1/4 Std.	7,70 Euro
weitere Std.	3,00 Euro
Kinder bis 3 Jahre	frei
bis 5 Jahre	2,50 Euro
bis 8 Jahre	3,50 Euro
bis 12 Jahre	4,00 Euro
Zehnerkarte Studierende	60,00 Euro
Zehnerkarte Erwachsene	69,00 Euro

Die Wahlen zum StudentInnenparlament brachten mit »Grünboldt« und »Linker Liste« zwei Gewinnerinnen hervor – sowie eine Verliererin: die Wahlbeteiligung.

das sechs-prozent-parlament

> Die Humboldt-Universität hat ein neues StudentInnenparlament (Stupa). 34.544 Studierende waren am 24. und 25. Januar zur Wahl aufgerufen, lediglich 2.139 gaben ihre Stimme ab. Die Wahlbeteiligung hat somit einen neuen Tiefstand erreicht. 2005 hatten sich 7,1 Prozent der Studierenden an den Wahlen beteiligt, dieses Jahr ist der Anteil auf 6,2 Prozent gesunken.

Als Gewinnerin der Stupa-Wahl darf sich die Liste »Grünboldt« fühlen. Laut dem vorläufigen amtlichen Endergebnis, das bei Redaktionsschluss dieser Ausgabe feststand, konnte sie über 17 Prozent der abgegebenen Stimmen auf sich vereinigen und wird mit 11 Sitzen die stärkste Fraktion im neuen Stupa stellen. Gleich dahinter folgt die »Linke Liste« mit 10 Mandaten. Von den übrigen Listen konnte keine mehr als fünf Sitze gewinnen. Der »Ring Christlich Demokratischer Studenten« (RCDS) war im Vorjahr durch eine Aufsplittung in vier Listen noch auf 9 Mandate gekommen. Nun musste der RCDS wieder als eine Liste antreten, verlor zudem Stimmen und muss sich mit vier Sitzen begnügen.

Grünboldt, so ihre Selbstdarstellung, sieht die Universität als Teil der Gesellschaft und tritt für die Erhaltung »kreativen Freiraums« ebenso ein wie für das »allgemeinpolitische Mandat« der Studierendenvertretung – ein Dauerstreitthema mit dem RCDS. Daneben will die Liste die Universität ökologischer gestalten und Veränderungen beim Semesterticket durchsetzen: Der Geltungsbereich soll ausgedehnt und ein neuer Preis kalkuliert werden.

Auch die Linke Liste spricht sich für das »allgemeinpolitische Mandat« aus. Sie will für eine »Auseinandersetzung mit alternativen Lernkonzepten« und eine Öffnung der Universitäten eintreten. In diesem Zusammenhang stellt sie sich generell gegen den Numerus Clausus und die Trennung in Bachelor und Master.

Die Studierenden können überprüfen, ob die Listen ihre Wahlprogramme umsetzen, und ihrer Vertretung auf die Finger schauen: Die Sitzungen des Stupa sind öffentlich.

Zeitgleich zu den Wahlen an der Humboldt-Universität wurde an der Universität der Künste ein neues Studierendenparlament gewählt. Dort beteiligten sich immerhin über 12 Prozent der Studierenden – ebenso wie an der Freien Universität, die eine Woche zuvor wählte. Auch das sind keine traumhaften Zahlen, doch die Studierenden sowie die Listen und die Abgeordneten des Stupa sollten sich fragen, warum an der Humboldt-Universität die Wahlbeteiligung um die Hälfte niedriger ist – und warum die Tendenz nach unten zeigt. *Fabian Reinbold* <

Liste 1 - Depr. HedonistInnen: 43 Stimmen/ 2,04 %/ 1 Sitz

Liste 2 - Unser Haus Humboldt: 166/ 7,86/ 5

Liste 3 - OLKS: 118/ 5,58/ 4

Liste 4 - LHG: 115/ 5,44/ 3

Liste 5 - RCDS an der HU: 147/ 6,96/ 4

Liste 6 - HU-Student (HUS): 87/ 4,12/ 3

Liste 7 - Auton. AlkoholikerInnen : 43/ 2,04/ 1

Liste 8 - Forum-Charité: 47/ 2,22/ 1

Liste 9 - Juso-Hochschulgruppe: 81/ 3,83/ 2

Liste 10 - Grünboldt: 363/ 17,18/ 10

Liste 11 - mutvilla: 92/ 4,35/ 3

Liste 12 - Buena WISTA ®: 125/ 5,92/ 4

Liste 13 - KOKO: 33/ 1,56/ 1

Liste 14 - Adlershof Now: 76/ 3,60/ 2

Liste 15 - FSI-Medizin der Charité: 110/ 5,21/ 3

Liste 16 - DL: 108/ 5,11/ 3

Liste 17 - Linke Liste: 359/ 16,99/ 10

Setzen, Sechs. Die Humboldt-Universität galt bereits als sichere Siegerin im Elite-Wettbewerb – nun ist sie schon in der Vorrunde rausgeflogen.

Elite ohne Humboldt

> Die Humboldt-Universität (HU) hat überraschend das Rennen um den Status als Elite-Uni verloren. Jubel dagegen an der Freien Universität (FU) in Dahlem: Sie schaffte es in der Vorauswahl des Exzellenzwettbewerbs unter die zehn bundesweiten Gewinner. Damit winkt ihr für die kommenden fünf Jahre eine zusätzliche Förderung von jährlich bis zu 21 Millionen Euro. Zudem kann die FU hoffen, sich zukünftig mit dem inoffiziellen Titel »Elite-Uni« schmücken zu können. Die Technische Universität ging ebenso wie die HU leer aus. Sieben der zehn besten Hochschulen kommen aus Baden-Württemberg und Bayern.

HU-Präsident Christoph Markschies reagierte erschüttert auf die Niederlage. Man begreife die Ablehnung der Bewerbung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) und den Wissenschaftsrat als »sehr ernste Warnung«. Dennoch entscheide die Absage in der Förderlinie »Zukunftskonzepte« im Exzellenzwettbewerb »nicht über das Leistungsniveau einer ganzen Universität«. Im Oktober, als der Antrag gestellt wurde, sei die HU in einer »schwierigen Phase der Kandidatenfindung für das Präsidentenamt« gewesen, so Markschies. Sein Vorgänger Jürgen Mlynek hatte die HU Ende August vorzeitig verlassen. Der Theologe Markschies trat die Nachfolge erst zum Jahresanfang an. Übergangspräsident war Hans Jürgen Prömel, Vizepräsident für Forschung. Er war für den Exzellenzantrag verantwortlich. Den Antrag kritisiert Markschies nun: Er habe »nicht die Qualität unserer Universität zum Ausdruck« gebracht.

Illustration: Sophia Chin

Auf Seiten der Gewinner werden derweil die Weichen für den weiteren Wettbewerb gestellt. Für FU-Präsident Dieter Lenzen steht die detaillierte Ausarbeitung der »Grundkonzeption einer internationalen Netzwerkuniversität« an, um an die Fördergelder zu gelangen.

Die Exzellenzinitiative von Bund und Ländern stellt den Hochschulen bis 2011 insgesamt 1,9 Milliarden Euro an zusätzlichen Mitteln zur Verfügung. Der Wettbewerb besteht aus drei Säulen. Zum einen werden Graduiertenschulen gefördert, die Promovierenden bessere Betreuung und Ausstattung auf dem Weg zum Doktortitel bieten sollen. Daneben werden so genannte »Exzellenzcluster« unterstützt. Das sind interdisziplinäre Forschungsprojekte, bei denen die Hochschulen mit außeruniversitären Partnern kooperieren. Drei HU-Projekte konnten sich in der Vorauswahl durchsetzen. Die »Graduate School of Minds and Brain«, eine gemeinsame Initiative von Lebens-, Geistes- und Sozialwissenschaften, ist der zusätzlichen Förderung nun ebenso einen Schritt näher gekommen wie die zwei Forschungscluster »Campus Adlershof – Materialien in neuem Licht« und die an der Charité angesiedelten »Regenerativen Therapien«.

Im Mittelpunkt des Wettbewerbs steht aber die dritte Säule: Hier werden zehn Unis für ihre »Zukunftskonzepte zur universitären Spitzenforschung« ausgezeichnet. 27 Hochschulen hatten sich um den Status als »Elite-Uni« und die jährlich bis zu 21 Millionen Euro beworben. Welchen Einfluss die Politik auf den Ausgang nehmen würde – darum drehten sich Anfang Januar die kontroversen Debatten in der Öffentlichkeit. Die Siegerliste zeigt, dass das föderale Prinzip nicht den Ausschlag gab. Vier Hochschulen kommen aus Baden-Württemberg (die Unis Freiburg, Heidelberg, Karlsruhe und Tübingen), drei aus Bayern (die Ludwig-Maximilians-Universität sowie die Technische Universität in München und die Uni Würzburg). Neben der FU Berlin und der RHTW Aachen wurde noch die Uni Bremen nominiert – letztere hatten die wenigsten auf der Rechnung. Ostdeutschland bleibt ein schwarzer Fleck auf der Landkarte der Spitzen-Unis.

Bis zum 20. April müssen die ausgewählten Universitäten ihre ausformulierten Anträge einreichen. Am 13. Oktober fällt die endgültige Entscheidung. Vier bis fünf Hochschulen werden dann zu Elite-Unis gekürt. Für alle anderen gibt es eine zweite Chance: Die nächste Runde im Wettbewerb startet im April. Markschies kündigte an, die HU werde darin erneut als Elite-Uni kandidieren. Die Sieger stehen im November 2007 fest.

Fabian Reinbold, Manuel Bewarder <

Bücherschwund rund ums Hauptgebäude: Literatur bequem nebenan ausleihen – das war gestern. Nun jammern Studierende über lange Wege.

Ausgelesen

> Ich finde das bescheuert!«, sagt Elise. Die 21-jährige Archäologiestudentin packt mit grimmigem Blick ihre Bücher in die Plastiktüte mit der Aufschrift »Staatsbibliothek zu Berlin« (Stabi). Es ist eines der letzten Male, dass sie in der Stabi Ost Unter den Linden ausgeliehen hat. Am 3. Februar wird dieser Service eingestellt. Die entsprechenden Räumlichkeiten müssen wegen der Bauarbeiten für den neuen Lesesaal geschlossen werden, der 2008 wiedereröffnet werden soll, so die Pressesprecherin der Staatsbibliothek Jeanette Lamble.

»Ich leihe soviel dort aus. Es ist einfach praktisch, direkt nach der Uni auf dem Heimweg ein paar Bücher mitzunehmen oder abzugeben«, sagt Elise. Nicht nur sie empört sich über die neue Maßnahme. Viele Studierende der Humboldt-Universität (HU) ärgern sich über die Schließung der Leihstelle. Nachdem bereits die Universitätsbibliothek (UB) in die Hessische Straße umgezogen ist, können die Studierenden ab dem 3. Februar nicht mehr einfach nur über die Straße gehen, um Bücher auszuleihen. »Erst zieht die UB weg, und jetzt das! Wo soll ich denn jetzt Bücher ausleihen? Ich will nicht immer gleich in die Hessische Straße fahren, schließlich studiere ich fast nur im Hauptgebäude«, beschwert sich auch Melanie, Philosophiestudentin im dritten Semester. Mit ihrer Meinung ist Melanie nicht allein. Weniger Studierende sind bereit, den Weg vom Hauptgebäude zum neuen Standort zu gehen. Die Ausleihzahlen der UB sind seit dem Umzug um 20 bis 25 Prozent zurückgegangen. Doch »die Zahlen sind nicht direkt vergleichbar«, sagt Klaus Zäpke von der Benutzerabteilung der UB. Er erklärt diese Entwicklung auch mit der Einrichtung eines umfangreichen Freihandbestandes: »Die erste Beurteilung, ob ein Buch überhaupt interessant ist, kann am neuen Standort in vielen Fällen ohne Ausleihe direkt am Freihandregal erfolgen.« Mit der Leihstellenschließung der Staatsbibliothek rechnet man in der UB mit einer Steigerung der Ausleihen. Doch ersetzen kann die UB die Stabi nicht, schließlich haben die beiden Bibliotheken unterschiedliche wissenschaftliche Bestände. »Ich brauche fast nie etwas aus der UB, eher aus meiner Zweigbibliothek und aus der Stabi, und nun kann ich aus beiden nicht ausleihen«, erzählt Geschichtsstudentin Katharina. Sie müsse sowieso schon so viel umherfahren, und für ein Buch sei das wirklich zuviel verlangt, findet sie.

Auch zum Lernen in den Lesesälen sind die wenigsten bereit. »Ich kann in der Bibliothek einfach nicht arbeiten, sondern nur Zuhause. Der Lesesaal kommt für mich nicht in Frage«, sagt Melanie. »In den Lesesälen der Stabi kann kein Mensch arbeiten«, ergänzt Maximilian, der im fünften Semester Erziehungswissenschaften studiert, »die sind hässlich, überfüllt, und ständig knarren Stühle und Tische. Und der Freihandbestand ist lächerlich. Die Stabi Ost ist damit völlig nutzlos geworden.« Möglicherweise ändert sich das, wenn der neue Lesesaal 2008 eröffnet wird. Ausleihen darf man dann zwar trotzdem nicht, aber mit einem umfangreichen Freihandbestand sollen bessere Lernbedingungen geschaffen werden. 2009 kommt auch die UB wieder näher: Sie soll erneut umziehen – in einen Neubau in der Geschwister-Scholl-Straße. Doch erst mal müssen die Studierenden der HU Alternativen finden. Melanie und Maximilian werden auf den zweiten Standort der Staatsbibliothek in der Potsdamer Straße ausweichen. Dort soll die Leihstelle jetzt vergrößert und modernisiert werden.

Anna Niederhut <

Illustration: Jana Hiebsch

Hier kann man noch ausleihen:

Staatsbibliothek Haus 2,
Potsdamer Str. 33, S+U Potsdamer Platz
UB der Humboldt-Universität,
Hessische Str. 1–2, U Zinnowitzer Straße
UB von Technischer Universität und Universität der Künste, Fasanenstr. 88, S+U Zoologischer Garten
UB der Freien Universität,
Garystr. 39, U Thielplatz

Die graue Theorie einmal hinter sich lassen:
Studierende der Humboldt-Universität lebten vier Wochen von Hartz IV.

Löchrige Taschen

> Zum Schluss wurde es für sie noch einmal richtig eng. Zwei Euro standen Paula Altland für die letzten beiden Tage noch zur Verfügung. Das war die Abmachung: Paula sowie elf weitere Studierende und ihr Dozent der Humboldt-Universität (HU) nahmen kurz vor dem Jahreswechsel einen Monat lang Abschied vom Studierendenleben und versuchten mit dem für Berliner Hartz-IV-Empfänger üblichen Satz von 345 Euro plus Warmmiete über die Runden zu kommen. Im Rahmen eines Seminars zum Thema Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik wollten die Studierenden die Einschnitte im Alltagsleben einmal selbst spüren.

Die Idee dazu kam von Michael Maschke. Der Dozent am Institut für Sozialwissenschaften nahm selbst auch am Versuch teil: »Die Studenten sollten das abstrakte Thema Hartz IV am eigenen Leib erfahren und so dafür sensibilisiert werden. Viele von ihnen haben einen höheren sozialen Status.« Das Ergebnis übertraf seine Erwartungen: »Alle waren hoch motiviert und haben bis zuletzt versucht, mit dem Betrag auszukommen, der so ziemlich der geringste für Menschen in Deutschland ist.«

Jan rechnet nach – sechs Euro am Tag ist nicht viel Geld. Fotos: Robert Nagel

Arm und allein

Deutsche Studierende haben, laut einer Studie des Deutschen Studentenwerks, im Schnitt 767 Euro pro Monat zur Verfügung. Für die Zeit des Versuchs mussten fast alle Teilnehmenden ihren Lebensstandard herunterschrauben. »Discounter statt Supermarkt« lautete die Devise für Norman Ludwig. »Zunächst dachte ich: Die 345 Euro sind kein gravierender Einschnitt.« Doch schnell stellte er fest: »Das reicht hinten und vorne nicht.« Gab er sonst monatlich rund 120 Euro für Lebensmittel aus, blieben ihm jetzt nur noch 90 Euro. Doch alles Sparen half nicht: »Zum Schluss hatte ich noch vier Euro für drei Tage – ich bin deutlich im Minus gelandet.« Fast alle seine Hosen hatten Löcher, »doch eine neue konnte ich mir nicht leisten«. Für Norman stellt sich die Frage: »Was wäre gewesen, wenn ich so zu einem Vorstellungsgespräch hätte gehen müssen?« Er betont, dass das Arbeitslosengeld II für ihn nicht nur ein finanzieller Engpass ist: Man gehe weniger aus. »Freundschaften werden auf gleicher Ebene geführt. Wenn jemand dauerhaft weniger Geld hat, kann damit schnell Schluss sein«, sagt Norman.

Vor dem eisernen Sparen stand für die Teilnehmenden die Berechnung des täglichen Bedarfs: Was sind meine Fest-

Drei auf Hartz IV: Paula, Jann und Norman (v.l.).

kosten? Was bleibt mir pro Tag? Studierenden-Rabatte wie im Nahverkehr mussten aus der Kalkulation herausgerechnet werden. Es sollten möglichst reale Ausgaben für Arbeitslose gelten. Verpflichtend war das Führen eines Haushaltsbuches. Dort dokumentierten die Teilnehmenden genau, wofür sie ihr Geld ausgaben. Nach Abzug der Festkosten blieben rund sechs Euro, um den Alltag zu bestreiten.

Aus dem Elfenbeinturm ausbrechen

Der Selbstversuch sollte den Studierenden helfen, den eigenen Blick einmal über den Tellerrand der Uni hinaus zu werfen. »Die wöchentlichen Sitzungen vermitteln eben nur eine objektive Sichtweise auf Arbeitslosigkeit«, erklärt Maschke. Die Idee kam ihm, als er sich an einen Vorfall aus seiner eigenen Studienzeit erinnerte. Vor seiner Mensa wurden die gesetzlich vorgeschriebenen Essenspakete für Flüchtlinge verteilt. »Das Theoretische war für mich dadurch erst erfahrbar«, erzählt Maschke. Seinem doch eher ungewöhnlichen Seminarkonzept mit dem »Selbstversuch« wurden von Seiten der HU keine Steine in den Weg gelegt. Maschke arbeitete das lebensnahe Konzept aus, schlug es im Institut vor, und die Studierenden kamen in Scharen ins Seminar.

Für Paula Altland war der Selbstversuch einer der Gründe für die Teilnahme. Mit den 345 Euro ist sie »gerade so über die Runden gekommen«. Ihre finanziellen Möglichkeiten waren jedoch stark eingeschränkt: »Eigentlich habe ich monatlich rund 70 Euro mehr zur Verfügung. Davon kann ich dann auch mal meine Eltern besuchen«, sagt die 21-jährige, die für das Studium von Düsseldorf nach Berlin gezogen ist. Diese vier Wochen haben an ihren Nerven gezerrt: »Man denkt den ganzen Tag darüber nach: Kann ich mir das überhaupt leisten?« Am Ende hat das Geld gereicht: »Obwohl ich zweimal Praxisgebühren beim Arzt zahlen musste.«

Dozent Michael Maschke verfehlte das Ziel. »Gleich zu Beginn habe ich mir eine Weste für ungefähr 70 Euro gekauft – das hat mich reingerissen.« Unterm Strich machte der Dozent vierzig Euro minus. Er selbst habe sich »strikt an die Vorgaben gehalten« – auch wenn er normalerweise rund das Doppelte ausgeben könne. Er hat gemerkt, wie mühsam Sparen ist: »Man muss längere Wege gehen und genau planen, wo man was einkauft.« Zum Abschluss des Selbstversuchs sprachen die Teilnehmenden mit »echten« Hartz-IV-Betroffenen. Student Jann Nestliner merkte, wie wenig »unsere Simulation mit der Realität zu tun hatte. Während wir nur mit den 345 Euro auskommen wollten, müssen Arbeitslosengeld-II-Empfänger weitere Zusatzkosten berücksichtigen: Bleibt Geld für einen kleinen Urlaub übrig? Was ist, wenn der Kühlschrank kaputt ist?« Die Hartz-IV-Betroffenen hätten berichtet, dass »sie dafür monatlich 40 Euro sparen«, so Jann.

Für die Studierenden hat sich der Blick auf die Arbeitslosengeld-II-Empfänger durch den Selbstversuch geändert. »Zu Beginn der Hartz-Reformen hatte ich Verständnis, dass man von den Arbeitslosen mehr Einschränkungen fordert«, sagt Jann. »Jetzt sehe ich Arbeitslose viel eher als Überlebenskünstler, die mit sehr wenig Geld einen harten Alltag meistern.« Das kann Norman nur unterstreichen: »Arbeitslose müssen ökonomisch einfach spitzenmäßig drauf sein.«

Manuel Bewarder <

Hartz-Exkursion

Arbeitslosengeld II wird die »Grundsicherung für Arbeitssuchende« genannt und ersetzt seit 2005 Arbeitslosen- und Sozialhilfe. Die Rahmenbedingungen: Alleinstehende bekommen laut Sozialgesetzbuch II monatlich 345 Euro (West und Berlin) oder 331 Euro (Ost). Aufgestockt wird dieser Betrag unter anderem mit Wohnungs- und Heizkosten. Als angemessen gilt für eine Person ein Wohnraum von bis zu 45 qm, für jede weitere Person werden 15 qm zusätzlich gebilligt.

studieren in ... Toronto

> Toronto ist anders. Was man normalerweise in einer Metropole findet, sucht man hier vergeblich. Wer sich das Studieren in der Millionenstadt unübersichtlich vorstellt, irrt. Schon nach einigen Tagen schrumpft das Bild der Stadt zusammen, die weitläufigen Wohngegenden werden ausgeblendet. Was bleibt, ist das kompakte Stadtzentrum direkt am Ontariosee. Von Süden nach Norden durchquert man die Innenstadt zu Fuß in einer Dreiviertelstunde. Vom See aus geht es vorbei am Canadian-National-Tower (CN-Tower), der als höchstes freistehende Gebäude der Welt gilt, und am Sky Dome, der Riesen-Arena, in der jeden zweiten Samstag Tausende einheimischer Fans ihrem Hockey-Team zujubeln. Weiter geht es, vorbei an zahlreichen Bars und Diskotheken, durch Chinatown bis zum St. George Campus der University of Toronto (UofT), wo 28.000 Studentinnen und 21.000 Studenten studieren. Die meisten von ihnen wohnen entweder direkt auf dem Campus oder in unmittelbarer Nähe. So auch ich. Fast alle meine Freunde kann ich innerhalb von zehn Gehminuten erreichen. Bei der Orientierung hilft der CN-Tower – wie der Fernsehturm in Berlin.

Kellerlabor und die Jungfrau Maria

Der St. Georg Campus ist der größte der drei Campi der UofT. Er ist eine Mischung aus funktionalen Gebäuden der sechziger und siebziger Jahre und den traditionellen Colleges im Stil der viktorianischen Gotik des 19. Jahrhunderts. So stolpere ich täglich von einer Welt in die andere: vom Physikversuch im staubigen Kellerlabor zur Vorlesung in einem Saal des Plastikzeitalters und von dort zu einer Klausur im gediegenen St. Mike's College unter dem gütigen Blick der Jungfrau Maria, die von einem Altar an der Wand auf die Studierenden herabschaut. Auch bezüglich der Wohnung kann man wählen: zwischen dem Flair einer intimen amerikanischen Eliteuniversität und der lockeren, aufregenden Atmosphäre einer multikulturellen Metropole. Ersteres lässt sich beispielsweise im Wohnheim des altehrwürdigen Trinity College genießen. Im Stile eines Internats gibt es hier Einzelzimmer auf geschlechtergetrennten Fluren und Vollverpflegung in der Wohnheimkantine. Wer mag, darf bei den Mahlzeiten eine traditionelle blaue Studentenrobe tragen. Ganz anders geht es zu, wenn man ein Zimmer in einem der vielen hölzernen Wohnhäuser mit Sofa auf der Veranda mietet, die an den Campus angrenzen. Dort findet man Wohngemeinschaften von zehn Studierenden aus fünf unterschiedlichen Nationen in acht Zimmern, in denen gemeinsam gekocht, gefeiert und auch studiert wird.

Gartenparty ist Pflicht: das typische Domizil einer 10er-WG.

Studiert wird zu Hause

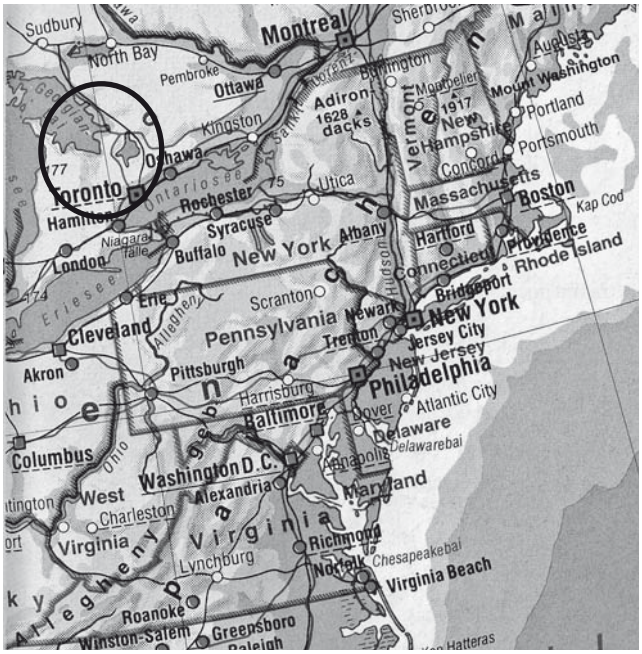
Überhaupt wird hier viel studiert. Die Professorinnen und Professoren halten zwar sehr lockere, interessante und unterhaltsame Vorlesungen. Sie geben den Studierenden dafür aber am Ende der Stunde eine Unmenge an Hausaufgaben auf. Darüber hinaus fordern sie immer wieder mit besonderem Nachdruck dazu auf, in die Sprechstunden zu kommen. Hohe Anforderungen, viel Eigeninitiative, viele Möglichkeiten; so lässt sich der Studienalltag an der UofT am besten beschreiben. Ich war anfangs überrascht über die geringe Zahl an Semesterwochenstunden. Bis zu fünf Kurse dürfen Austauschstudierende belegen. Obwohl ich dieses Angebot voll ausgeschöpft habe, standen auf meinem Stundenplan für das erste Semester

nur 15 Stunden pro Woche. Erst später, in einem Gespräch mit einem Professor, habe ich verstanden, dass die Vorlesungen hier keineswegs den gesamten Stoff eines Kurses abdecken. Sie sind viel mehr dazu da, »die Studierenden zu motivieren, Teile des Stoffes zu behandeln, die nicht im begleitenden Textbuch zu finden sind, und um ihnen die Möglichkeit zu geben, Fragen zu stellen«, so der Professor. Der größte Teil des Studiums an der UofT findet zu Hause statt. Man liest Bücher und macht Hausaufgaben. Die Vorlesungen sind der unterhaltsame Part des Studiums. So wurde mir schnell klar, dass ich mit fünf Kursen weit mehr zu tun hatte, als anfangs vermutet, so viel sogar, dass ich einen Kurs wieder aufgeben musste.

Auf dem Gang werde ich oftmals von Professoren angesprochen. Sie erkundigen sich, wie ich mit dem Studium zurechtkomme, und ob mir ihre Vorlesungen gefallen. Von allen Seiten wird den Studierenden hier immer wieder gesagt: »Ihr bezahlt der Uni eine Menge Geld. Also nutzt die Angebote so gut wie möglich.«

Bildungsflüchtlinge aus Amerika

Traditionsreiche Gebäude und hohe Anforderungen hin oder her: Die UofT ist keine Elite-Universität. Die Universitätsleitung ist jedoch bemüht, die UofT als beste staatliche Universität der Welt zu etablieren. In einem kürzlich veröffentlichten Universitätsranking belegt sie Rang 24 und liegt damit nur wenige Plätze hinter den renommierten privaten Universitäten der USA.



Da die Unis in Kanada staatliche Zuschüsse bekommen, sind die Studiengebühren wesentlich niedriger als in den Vereinigten Staaten. Viele Studierende aus den angrenzenden Einzelstaaten der USA kommen deshalb an die UofT. Dennoch sind die Studiengebühren mit rund 18.000 kanadischen Dollar pro Jahr (das sind etwa 12.000 Euro) beträchtlich. Die meisten Studierenden müssen neben dem Studium jobben, um sich die Universitätsausbildung leisten zu können. Die Hälfte aller Graduierten verlässt die Universität mit Schulden, die sich durchschnittlich auf etwa 20.000 Dollar belaufen. Dass deutsche Universitäten bisher keine oder nur sehr geringe Studiengebühren verlangen, ruft bei meinen Mitstudierenden immer wieder Erstaunen hervor. »Warum studiert dann nicht jeder Deutsche? Einen Universitätsabschluss ganz umsonst, das muss man doch ausnutzen.«

Alexander Thobe <

Auch in Toronto wird ein Stupa gewählt. Fotos: Alexander Thobe

university of toronto

Gegründet: 1872
Gebühren: im Schnitt 18.000 kanadische Dollar pro Jahr
Betreuung: 11.365 Lehrende/67.692 Studenten
Berühmte Absolventen: Jeff Skoll (erster Präsident von eBay), Paul Martin (derzeitiger Premierminister von Kanada), David Cronenberg (Regisseur)
Weitere Informationen: www.utoronto.ca

Hier geht es nicht um irgendeinen Hiwi-Job, sondern um den Chefsessel. Studierende der UdK haben ihre eigene Werbeagentur – und Erfolg damit.

Kinder machen Karriere

Foto: Maike Brüggen

Tochter + Sohn: Anna-Caroline und Tobias leiten die Agentur.

> Vom Hörsaal direkt in den Chefsessel. Geschäftsführerin eines deutschlandweit arbeitenden Unternehmens werden – und das noch mit dem Studierendenausweis in der Tasche. Vollkommen unrealistisch, geht nicht?

Geht doch. An der Universität der Künste (UdK) ist es möglich, bei der Agentur »Töchter + Söhne«. Dort gibt es sechs feste Angestellte und einen Pool von über 300 freien Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die gestalten, texten und planen. Sie sind alle Studierende oder haben ihr Diplom zumindest nicht länger als ein Jahr in der Tasche. Der überwiegende Teil ist an der UdK immatrikuliert, zahllose Fachrichtungen sind vertreten: Visuelle Kommunikation, Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation, Architektur, Musik und andere.

Gegründet wurde die Agentur 1998, nachdem Studierende in einem freien Projekt erfolgreich den Preis für einen Multimediakunst-Wettbewerb entworfen hatten. Weil dieses selbstständige Arbeiten in einer hochmotivierten Gruppe allen Beteiligten so viel Spaß machte, ist aus einem einmaligen Projekt ein echtes Unternehmen geworden. Gemeinsam haben die »Töchter + Söhne« bereits für die Techniker Krankenkasse, Universal Music, amnesty international, die Deutsche Telekom und viele andere gearbeitet – und das mit Erfolg. Viele der Arbeiten sowie das eigene Corporate Design wurden ausgezeichnet.

Gemeinsam mit Tobias Händler (24) bildet Anna-Caroline Pflug (27) die Geschäftsführung. Er ist für »Beratung und Strategie« zuständig, sie für »Kreation«. Wie auf jede andere feste Stelle mussten sie sich bewerben. Nun arbeiten beide Vollzeit in der Agentur, das Studium ist dafür erstmal auf Eis gelegt. Aber wenn man beim Notar sitze und auf den Geschäftsführungsvertrag schaue, den man gleich unterschreiben wird, mit allen Rechten und Pflichten, dann sei einem auch klar, »dass es nicht um einen Hiwi-Job geht, sondern um einen echten Chefsessel«, sagen Anna und Tobias.

»Töchter + Söhne« sind eine GmbH mit Aufsichtsrat und Kuratorium, ihr Gesellschafter ist das Berliner Kommunikationsforum. Aber Aufsichtsrat heißt nicht »beaufsichtigt werden«. Die Studierenden entscheiden selbst.

Manchmal nehmen sie Projekte an, die in kreativer Hinsicht vielleicht weniger interessant, aber finanziell erträglich sind, um so wiederum andere Projekte realisieren zu können, bei denen zwar weniger verdient wird, das Projekt aber einen hohen ideellen Wert hat. Es geht nicht darum, großen Gewinn zu erwirtschaften, sondern selbstständig und selbstbestimmt arbeiten zu lernen.

»Besonders spannend«, sagt Anna, »ist der interdisziplinäre Charakter des Ganzen.« Das, was im herkömmlichen Studienablauf häufig fehle, der Kontakt zu anderen Fächern, das Kennenlernen neuer Sicht- und Arbeitsweisen, gerade das sei in der Agentur gegeben und mache dieses Projekt für die Studierenden und ihre Universität so wertvoll. Es waren auch schon Professoren aus Südamerika und Japan in der Hardenbergstraße, um sich über das Konzept der studentischen Kommunikationsagentur zu informieren. Anna und Tobias sagen dazu: »Es ist toll gewesen zu merken, dass die eigene Firma am anderen Ende der Welt bekannt ist.« Aber am wichtigsten sei, dass die Initiative für derartige Projekte von den Studierenden kommt, nicht von oben – da sind sich die beiden einig.

Gut, dass es damals an der UdK ein paar solcher Leute gab, motiviert, mit viel Energie und der unbedingten Lust auf etwas Neues, Anderes; denn anderenfalls gäbe es heute keine »Töchter + Söhne« in Berlin.

Maike Brüggen <

Große Auswahl an vorkopierten Skripten der HUB
Tucholsky Str. 15
10117 Berlin
Tel: 28 28 557
Fax: 28 35 426
Copy Clara
www.copy-clara.de
Fotokopien
Mo-Fr 9-20h Sa 10-14h
Copy Service
A4 bis A0 S/W und Farbkopien Digitaldruck Bindungen Faxservice Laserdruck Laminieren Broschürenherstellung

Stell dir vor, es ist Radio und keiner geht hin: Das Campusradio an der TU ist technisch gut ausgerüstet. Was fehlt, ist studentische Unterstützung.

sendersuche

> Ein bisschen steigern wir uns da rein.« Die Tutoren und die Tutorin vom Campusradio der Technischen Universität (TU) beschreiben mit leuchtenden Augen ihr Projekt. Tatsächlich verbringen Andreas Rotter, Hanna Hofmann und Robert Damrau jede freie Minute im Sendestudio und sind so manchmal bis zu 70 Stunden in der Woche an der Uni. In einem kleinen Kabuff zwischen zwei Hörsälen im TU-Hauptgebäude arbeiten sie an Beiträgen und warten auf die Redakteure und Redakteurinnen, die im letzten Jahr eingestiegen sind.

Über den Äther werden die Beiträge nicht geschickt, das Campusradio sendet über das Internet. Die TU stellt einen Server zur Übertragung des Streams zur Verfügung. Sie hat das Radio als Projektwerkstatt anerkannt. Das Konzept und ein Empfehlungsschreiben von Kommunikationswissenschaftler Stefan Weinzierl hatte die Komission für Lehre und Studium überzeugt, im Sommersemester 2005 wurden die Tutoriumstellen eingerichtet. Die Firma eines TU-Absolventen verkaufte günstig das professionelle »DigaSystem« – nun steht inmitten der 1968 eingerichteten Räume eine Computertechnik, die sich mit der von professionellen Sendern messen kann. Diese wird ausgiebig von den vielen Interessierten genutzt, die sich in verschiedenen Redaktionen organisiert haben, um gemeinsam Konzepte zu entwerfen.

Im November wurde die erste Sendung live produziert. Diese halbe Stunde erhielt gute Kritik, obwohl es »eigentlich nur Eigenwerbung« war, wie Robert sagt. Seitdem entstanden zwei weitere Beiträge: das Nachrichtenmagazin »Blätterrauschen« und »Oszillator«, ein Magazin über elektronische Tanzmusik. Andreas und Robert sind dafür zuständig und sehen darin eine Alternative zur »anspruchslosen Musik« im Berliner Radioangebot. Die anderen Redaktionen planen mit Literaturmagazin, Fußballsendung, Demotapes, Kultur- und Kochsendungen, sowie Beiträgen über das Studieren im Ausland ein vielfältiges Angebot.

Bislang wurde wenig gesendet, dennoch stößt das Campusradio auf Aufmerksamkeit: Die Pressestelle der TU veröffentlichte im Dezember einen großen Artikel, die »taz« berichtete schon im August, und auch das Stadtmagazin »tip« hat angefragt. Das frühe Interesse ist den Beteiligten aber unangenehm, denn zuerst wollen sie ein gutes Programm auf die Beine stellen. Doch dafür ist die Unterstützung der Redaktionen noch nicht konstant genug. »Wir wehren uns noch gegen einen Redaktionsschluss – alles soll schließlich so frei wie möglich ablaufen«, fasst Andreas die Startschwierigkeiten zusammen. Sechs Leute bilden derzeit den festen Kern, der Rest ließ sich im neuen Jahr noch nicht blicken.

Obwohl sie ihre Kultursendung ohne engagierte Studierende nicht weiterführen kann, bleibt Hannah optimistisch und bietet dienstags ein Tutorium zum »Schreiben und Sprechen im Radio« an. Das wiederum motivierte Andreas und Robert eine Technikeinführung anzubieten. »Ein bisschen reinsteigern«, das verlangen sie letztlich von allen, die das Projekt mitgestalten wollen. Vielleicht geht dann auch ihr Traum in Erfüllung: ein offenes Radio, das von Studierenden vieler Fachbereiche gestaltet wird.

Silvio Schwartz <

Campusradio in der TU,
H108/109 im Hauptgebäude,
Straße des 17. Juni 135
www.campusradio-online.de

Alles im Blick: Andreas bei der Aufnahme einer Sendung.

Foto: Simon Joecks

Zum Doktormachen in die DDR. Zwei Studentinnen aus Nicaragua kamen in den Achtzigern an die HU – und erlebten sie ganz unterschiedlich.

zukunftsvision und untergang

> Als Alfonsina Aburto aus Nicaragua Anfang 1982 ein Stipendium für ein Aufbaustudium an der Humboldt-Universität (HU) angeboten bekam, war ihre erste Reaktion: »Ich will hier nicht weg.« Gut zwei Jahre waren seit dem Sturz des Diktators Somoza vergangen, noch immer herrschte in dem mittelamerikanischen Land große Euphorie unter den jungen Linken. »Ich wollte beim Aufbau einer neuen Gesellschaft dabei sein«, erinnert sich die damals 27-jährige Pädagogikabsolventin. Ein Dreivierteljahr später gehörte sie dennoch zu den ersten von Hunderten von Nicaraguanerinnen und Nicaraguanern, die in den achtziger Jahren für die Promotion oder ein Zusatzstudium in die DDR gingen.

Wirtschaftswunderland DDR

In Ost-Berlin wohnte Aburto zunächst im Studierendenwohnheim in der Storkower Straße mit einer Afghanin und einer Vietnamesin zusammen. Später zog sie in die Dolgenseestraße um, wo sie ausschließlich deutsche Mitbewohnerinnen hatte. Oft wurde sie von ihnen zu deren Familien nach Hause

Foto: Privat

Anfang der 80er: Alfonsina Aburto mit ihren Wohnheimnachbarn.

eingeladen. Doch in der Mensa blieben die Ausländerinnen und Ausländer aus den sozialistischen Bruderstaaten meist unter sich. Für sie war die DDR, verglichen mit der Situation in ihrer Heimat, ein Wirtschaftswunderland. Aburto kaufte von den 600 Mark ihres Stipendiums vieles, was sie einmal im Monat in einem 10-Kilo-Paket nach Nicaragua schickte. Neben Anziehsachen und kleinen technischen Geräten vor allem Bücher, darunter nicht nur die wichtigsten sozialistischen Ideologen, sondern auch Schiller und Goethe, Kochbücher, Weihnachtslieder, »Alice im Wunderland« und die »Märchen aus 1001 Nacht«. Nicht alles kam an, vor allem die verloren gegangene Kuckucksuhr schmerzte.

Aburto imponierte der Dekan ihrer Sektion, der vor jeder seiner Vorlesungen mit den Studierenden über weltpolitische und soziale Ereignisse der vergangenen Woche sprach. »Das mache ich heute noch mit meinen Studierenden«, sagt sie. Die politische Propaganda empfand sie zwar als überzogen, sie war aber grundsätzlich einverstanden mit dem System. »Für mich war die DDR ein Vorbild, wie eine funktionierende sozialistische Gesellschaft eines Tages auch in unserem Land aussehen könnte«, sagt sie heute. Aburto war davon beeindruckt, dass der Staat jedem einzelnen seiner Bürger eine Ausbildung und später einen Arbeitsplatz garantieren konnte.

HU-Ausbildung für die Revolution

Kamen Gäste aus Nicaragua, riss Aburto ihnen die mitgebrachten Zeitungen aus der Hand, um sich über die Geschehnisse in ihrer Heimat zu informieren. »Oft habe ich dann gedacht, dass ich gerne dabei wäre«, sagt Aburto rückblickend, »aber die Idee war ja, dass wir mit unserer DDR-Ausbildung später der Revolution umso besser helfen können.« Die Situation war für die Sandinisten, die Angehörigen der linken Befreiungsbewegung in Nicaragua, kontinuierlich schlechter geworden, vor allem wirtschaftlich. Viele Eltern wussten nicht, wie sie sich und ihre Kinder ernähren sollten. Zudem zermürbte seit 1982 der Krieg gegen die von den USA finanzierten anti-sandinistischen »Contras« die Menschen. Das spürte auch Alfonsina Aburto, als sie im Herbst 1988 mit einem deutschen Doktortitel in Hochschulpädagogik nach Nicaragua zurückkehrte.

Kurze Zeit später verließ Martha Taleno das Land in Richtung Berlin. Im März 1989 stemmte sie sich das erste Mal gegen die schweren Türen des Haupteingangs der HU, die sich damals noch nicht automatisch öffnen ließen. »In der Eingangshalle hatte ich das Gefühl, das gesamte Gebäude laste auf meinen Schultern«, erzählt sie von ihrem ersten Eindruck. Sie wurde der Sektion »Wissenschaft, Theorie und Organisation« zugeteilt und besuchte Kurse zu Computer-Statistik und Politischer Ökonomie der Entwicklungsländer. Das sei zwar spannend gewesen, doch Marx' »Kapital« habe sie bis heute nicht

Zurück in Nicaragua: Heute lehren Martha Taleno (links) und Alfonsina Aburto in der Hauptstadt Managua. Foro: Daniel Schalz

verstanden, weder auf Spanisch noch auf Deutsch. »Aber das geht den meisten Deutschen wohl ähnlich«, fügt sie lächelnd hinzu.

Die ihr zugeteilte Wohnung in der Storkower Straße wartete unterdessen mit einer Überraschung auf sie: »Alles war voller Kakerlaken. Das Klo war so dreckig, dass man die Farbe nicht mehr erkennen konnte«, erinnert sie sich. Zusammen mit ihren Mitbewohnerinnen aus Kambodscha, Madagaskar, Kuba und der Tschechoslowakei verbrachte sie die ersten Tage mit Aufräumen, Putzen und Streichen. Immerhin war die Wohnung mietfrei, so dass Taleno über ihr monatliches Stipendium von 900 Mark frei verfügen konnte. Gegenüber ihren deutschen Kommilitonen besaß sie außerdem das Privileg, beliebig nach West-Berlin zu dürfen.

Die doppelte Wende

In der Nacht auf den 10. November erübrigte sich ihr Vorrecht. Taleno blieb in dieser Nacht Zuhause, weil sie die Maueröffnung als Sache der Deutschen empfand. Sie dachte in diesem Moment nicht daran, dass nur wenige Monate später auch das sozialistische Experiment in ihrem Heimatland gescheitert sein würde. Im Februar 1990 flog sie für den Geburtstag ihrer Tochter nach Nicaragua, erlebte dort die ersten freien Wahlen seit der Revolution 1979 und die Niederlage der Sandinisten gegen ein bürgerliches Parteienbündnis. »Es war plötzlich völlig unklar, ob ich überhaupt nach Deutschland zurück konnte«, erinnert sich Taleno.

Sie durfte fliegen, doch sie erfuhr zunächst von niemandem, was aus ihr und ihren Landsleuten werden würde. In Talenos Fachbereich, der Informatik, spielte die Politik zwar keine große Rolle, doch die Wende war auch hier zu spüren: Die »Robotron«-Computer flogen raus, da sie mit den West-Systemen nicht kompatibel waren. Taleno brauchte sechs Monate, um einen Tutor für ihre Doktorarbeit zu finden. »Alle Professoren waren so sehr damit beschäftigt, ihren Posten zu retten, dass sie kaum noch Zeit für etwas anderes hatten«, sagt sie. Mittlerweile wusste sie immerhin, dass sie und die anderen Stipendiaten vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) übernommen werden würden. Für wie lange, konnte ihr zunächst keiner sagen.

Im Januar 1992 war dann Schluss. Taleno musste nach Nicaragua zurückgehen, ohne den angestrebten Doktortitel gemacht zu haben. Doch sie brachte aus Deutschland nicht nur die Erfahrung einer weltpolitischen Wendezeit mit, sondern auch viele Anekdoten, die sie schmunzelnd an jene Zeit zurückdenken lassen. Niemals wird sie einen Vormittag ihres Deutschkurses in Karl-Marx-Stadt vergessen. Die sehr engagierte Lehrerin sprach mit ihnen gerne über die kulturellen Unterschiede zwischen den einzelnen sozialistischen Ländern. Einmal lächelte sie darüber, dass die Menschen in Nicaragua sich in erster Linie von Mais ernähren, welcher in der DDR ausschließlich als Tierfutter diente. Auf ihre Frage, was man bei ihnen denn dann den Schweinen verfüttere, antwortete Taleno ihr wahrheitsgemäß »Bananen«. Woraufhin die Lehrerin errötete und flugs zur Grammatik überging.

Daniel Schalz <

Weder Sauna noch Handys – der wahre Exportschlager Finnlands ist weniger bekannt. Nun widmen ihm HU-Studierende eine Ausstellung.

damenwahl

> Vor hundert Jahren führte Finnland als erstes Land der Welt das aktive und passive Frauenwahlrecht ein. Dies war der große Triumph der Arbeiterbewegung. Männer und Frauen gingen auf die Straße und forderten ein gemeinsames Wahlrecht. Der Erfolg zog seine Kreise und wirkte als Vorbild für ähnliche Entwicklungen in ganz Europa. Anlässlich des hundertjährigen Jubiläums wird ab dem 8. März 2006 in einer Ausstellung im Foyer der Humboldt-Universität (HU) die Geschichte des Frauenwahlrechts erzählt. »Von heute an für alle! 100 Jahre Frauenwahlrecht« heißt die Ausstellung, die im Rahmen des Seminars »Angewandte Geschichte« entstanden ist.

Vier Studentinnen und ein Student haben das Konzept erstellt, Sponsoren gesucht, ein Buch zur Ausstellung herausgegeben und kräftig Öffentlichkeitsarbeit betrieben. Das Finnland-Institut Berlin hat die studentische Gruppe dabei finanziell, wissenschaftlich und organisatorisch unterstützt. Die künstlerische Gestaltung haben Schüler und Schülerinnen der Berufsfachschule für Design in Berlin übernommen. Eine der Organisatorinnen ist Jessica. Sie studiert im fünften Semester Geschichte und hat sich vornehmlich um die Pressearbeit gekümmert. Für sie ist die Ausstellung weit mehr als nur eine Anforderung für einen Leistungsschein. Sie hofft, etwas gesellschaftlich Relevantes zu tun. »Ich denke, man darf sich nicht auf seinen Rechten ausruhen, sondern muss sie der Öffentlichkeit immer wieder ins Bewusstsein rufen«, sagt sie. Und mit Angela Merkel als Bundeskanzlerin sei das Thema höchst aktuell. Ohne das Frauenwahlrecht wäre es schließlich nie dazu gekommen.

»Von heute an für alle! 100 Jahre Frauenwahlrecht«,
8. März, 19 Uhr Ausstellungseröffnung und
Buchpräsentation im Senatssaal der HU,
8. März–5. April Ausstellung im Foyer der HU

Dass das Thema alle etwas angeht, betont auch Seminarleiter Alexander Schug: »Hundert Jahre Frauenwahlrecht betrifft nicht nur Aktivistinnen und Feministinnen, sondern ist ein Markstein in der Geschichte der Demokratie.« Schug hat in der Vorbereitung des Seminars das Thema ausgewählt. Auf diese Weise sind schon ähnliche Projekte, etwa eine Ausstellung über die Geschichte des Alexanderplatzes, entstanden. Er möchte in seinen Seminaren die Universität zum Begegnungspunkt von Wissenschaft und Öffentlichkeit machen. Seinen Studierenden will er dabei nicht nur beibringen, wie man eine Ausstellung organisiert, sondern auch, wie man seiner Meinung mehr Öffentlichkeit verschafft. »In anderen Seminaren schreibt man eine Hausarbeit, die höchstens der Dozent liest, egal, wie interessant das Thema ist«, sagt er. Auch Jessica findet, die Ausstellung gebe ihr die Möglichkeit, zu einem Thema, dass sie ganz persönlich betrifft, öffentlich ihre Meinung zum Ausdruck zu bringen. »Ich habe zwar als Frau nicht das Gefühl, gesellschaftlich benachteiligt zu sein, aber wenn man genau hinschaut, gibt es immer noch Bereiche, in denen Frauen nicht gleichberechtigt sind«, sagt sie.

Gleichberechtigung im Allgemeinen ist ein weiterer Themenpunkt, den die Ausstellung tangiert. Dabei will sie vor allem Anstoß zum Weiterdenken geben. Ist mit einer Bundeskanzlerin ein Ziel erreicht, das die Frauen im Kampf um Gleichberechtigung erreichen wollten? Sollte man es einem Land nachsehen, wenn es aus kulturellen oder religiösen Gründen das Frauenwahlrecht noch nicht eingeführt hat? Das sind Fragen, die die Ausstellung aufwirft. Auch wenn das Frauenwahlrecht Ergebnis einer durchaus erfolgreichen Entwicklung ist, sei die politische Partizipation der Frauen heute noch nicht zufriedenstellend, so Schug. »Das Thema«, fügt er hinzu, »ist noch längst nicht abgeschlossen.« Kuwait hat das Frauenwahlrecht 2001 wieder abgeschafft.

Anna Niederhut <

fahrradstation

NEU HIER!

Endlich: Eine Fahrradstation direkt an der HU!
Eingang Dorotheenstr. 30, Tel.: 20 45 45 00

Jetzt ein Jahresrad, die Mieträder der fahrradstation im Angebot:

... Gary Fisher Wahoo MTB statt 438 jetzt 299 Euro, Diamant Topas City Cruiser statt 438 jetzt 289 Euro, Trek C250/ C350/ T450 Trekkingrad jetzt ab 399 statt 849 Euro

auch an folgenden Standorten

Bergmannstraße 9

Plattenbau Auguststraße 29a

Trek Pro-Shop Leipziger Straße 56 und Goethestr. 46

und im Internet unter www.fahrradstation.de

Ein Beitrag aus dem Refrat

Der Bachelor und seine Kinder

Foto: Referat »Studieren mit Kind«

Bei den »Humbolden« kann man spielen, wenn Mama oder Papa studieren.

> Folgt man dem herkömmlichen Sprachgebrauch, so ist ein Bachelor unverheiratet und hat keine Kinder. Uns begegnen sie überall, auf den Gängen, in der Mensa und am häufigsten in großen Trauben vor Hörsälen. Sie sind die Kinder einer Studienreform, die seit dem Wintersemester 2004/2005 existiert. Mit der Einführung des Bachelor kamen in diesem Semester Studien- und Prüfungsordnungen, die eine 80 prozentige Anwesenheitspflicht beinhalten. Mittlerweile beschränken sich solche Anwesenheitspflichten nicht mehr nur auf Bachelor/Master-Studiengänge, sondern haben auch in andere Studienordnungen Einzug gehalten.

Was ist aber mit denen, die keinen Einfluss darauf haben, ob sie am nächsten Morgen die vorgeschriebenen 80 Prozent Anwesenheit noch einhalten können? Was machen die Studierenden, die zugleich Eltern sind?

In den Einführungsveranstaltungen zum Wintersemester wurde ihnen nahe gelegt, sich einen zuverlässigen Babysitter für jede Gelegenheit zu suchen. Ansonsten sollten sie sich zwischen Studium oder Kind entscheiden.

Daher ist auch aus vielen Mündern zu hören, dass diese Studiengänge die kinderunfreundlichsten sind. Einige fragen sich sogar, ob vielleicht absichtlich keine Regelungen für Eltern eingeführt worden sind.

Wir wissen es nicht. Tatsache ist, dass sich kein Kind vorschreiben lässt, ob es am nächsten Morgen krank ist oder nicht. Eine weitere Tatsache ist, dass sich die Kindertagesstätten in Berlin mit ihren jeweiligen Schließzeiten auch nicht an die vorlesungsfreien Zeiten der Universitäten halten.

Was es bedeutet, ein krankes Kind zu haben, scheinen diejenigen, die den jungen Eltern einen Babysitter ans Herz legen, offenbar völlig zu verkennen.

Weder ich, noch mir bekannte Eltern sehen sich in der Lage, ein krankes, vielleicht fieberndes Kind jemandem anzuvertrauen und in die Uni zu gehen, wenn es einzig und allein seine Eltern und deren Sorge verlangt. Also bleiben wir Zuhause – ganz selbstverständlich. Für uns.

Für den elitären Kreis, welcher diese Studien- und Prüfungsordnungen beschlossen hat, scheinbar nicht. So ist es festgelegt, dass jeder, der die 80 Prozent Anwesenheitspflicht unterschreitet, länger studieren muss. Für alle, die sich bis jetzt noch nicht mit Bachelor/Master befasst haben: die Module bauen aufeinander auf, es kann also nicht weiterstudiert werden, ehe nicht das vorherige Modul erfolgreich abgeschlossen wurde.

So wird die eigentliche Idee hinter Bachelor/Master, nämlich die Studienzeiten zu verkürzen, geradezu ad absurdum geführt.

Ein Kind zu haben, ist eine wirklich tolle Sache und ein Studium zu absolvieren sollte dies ebenfalls sein. Tatsächlich ist es das für Eltern momentan überhaupt nicht. Es wird arrangiert, dirigiert und vor allem gehofft, dass das Kind gesund bleibt.

Dabei hat die HU sich eigentlich selbst recht hohe Ziele gesetzt. Paragraph 13 Absatz 5 der Frauenförderrichtlinien besagt: »Das prüfungsrelevante Lehrangebot ist zeitlich so zu terminieren, dass die Teilnahme mit der Betreuung von Kindern zu vereinbaren ist.« Weiterhin sollen Eltern bei der Vergabe von Plätzen in Seminaren und Übungen bevorzugt werden. Offensichtlich wurde diese Richtlinie in der linken oberen Schublade vergessen, als man den Bachelor/Master beschloss.

Aber halt, es gibt noch einen Lichtblick. Just in diesen Monaten soll die Studien- und Prüfungsordnung einer Änderung unterzogen werden. Wir vom Referat »Studieren mit Kind« haben alle Berichte, die uns von Eltern erreichten anonym weitergeleitet, damit Ausnahmeregelungen für Eltern eingeführt werden. Wer uns seine Erfahrungen berichten möchte, ist herzlich willkommen! Es ist so wie immer: Jede Stimme ist wichtig.

Jenny Kurtz, Referat »Studieren mit Kind« <

www.stuki.hu-berlin.de

Im Februar

e-mail aus ... Lund

From: Anna Palmehag
To: redaktion@unaufgefordert.de

Subject: Here we go again
Sent: 17.01.2006 – 21:39

Dear UnAufgefordert,
Finally, we are back to normal in Lund. After a couple of weeks of slumbering and nut-cracking, followed by panic-stricken days leading up to the final exams, the students are filling the streets of Lund again. It is as it has been in Lund for the last 350 years. Which is not so bad, actually. One third of the 100.000 inhabitants of this picturesque medieval town in Southern Sweden are university students. This means that apart from its cobblestones and leaning buildings Lund is a young city, with a lot going on. The most famous pubs and clubs are the »nations« where students work for free to serve beer and cheap drinks to other students. But the »nations« are also the place to be if you want to play theater, broadcast radio, cook lunch or eat it. Then there are innumerable other student associations doing everything from showing films to shooting fireworks. Not to speak of the countless secret orders formed during the centuries, where the main occupation probably is to eat and drink, but with a very secretive feeling to it. At the moment we are heading towards the big student carnival which takes place every fourth year in May. It will be a party for three days, drawing hundreds of thousands of people to Lund. The tradition has been going on for 150 years and is one of the things this town is famous for. But that is many months away. Right now the new students instead are facing the big problem of finding a place to stay – just like at the beginning of every semester. Last year there were stories going around about a German exchange student who camped for a week with her rabbit next to the public swimming pool before finding a more permanent accommodation. We felt sorry for her and held tight to our own apartments and rooms. So, from another perspective, not everything in this town is new and fresh. There are even those who say Lund never changes because nobody stays long enough to see the need of it. But then, if you're one of them, you ought to move. *Yours, Anna <*

wie komme ich zur wm?

Teil 4: Für Ordnung sorgen

> Die Wahrheit liegt auf dem Platz – nicht auf den Rängen. Dennoch wurde in den letzten Wochen mehr über den Zustand der WM-Stadien als über die deutsche WM-Elf diskutiert. Die einen halten die Arenen für nicht massenpaniktauglich, die anderen sagen, dass es zu solch einer Massenpanik erst gar nicht kommen könne. Denn der eigentliche Gefahrenraum liege außerhalb der Stadien, da die vereinigten Radaubrüder der Welt keine Karten bekommen hätten. Demzufolge sei man am Spieltag im Stadion sicherer als außerhalb. Ein Grund mehr, sich als Ordner für die WM-Spiele zu bewerben. Oder doch nicht?

Ich frage bei der Berliner Senatsverwaltung für Inneres nach. Dort versichert man mir, dass die Polizei jegliche Handgreiflichkeiten im Stadionraum regeln werde. Bei der Vorstellung eines vier Zentner schweren Engländers mit Kurzhaarfrisur, Fred-Perry-Hemd und New-Balance-Schuhen – der im Gegensatz zu mir ein Ticket ergattert haben könnte – beruhigt mich diese Aussage nicht wirklich. Die Polizei ist selten dort, wo sie gebraucht wird. Die Firma B.E.S.T., die die Ordner für Spiele in Berlin und Frankfurt stellt, scheint auch nicht weiter um die Sicherheit ihres Personals besorgt: »Ordner-Weltmeister wollen wir werden« verkündet die Stimme am Telefon forsch. Die Voraussetzungen? »Volljährig, Lebenslauf, Foto, Rufnummer, kein Milchbubigesicht.« Milchbubigesicht? Klingt wie die perfekte Vorlage für eine geübte Linke – mit dem K.O.-Potenzial einer Beckham-Flanke oder eines Rooney-Solos. Bei B.E.S.T. wird man immerhin nach Paragraph 34a der Gewerbeordnung für die Ordnertätigkeit geschult und erhält eine spezielle Einweisung der Fifa; natürlich erst nachdem der Polizeicomputer und der Verfassungsschutz ihren Segen erteilt haben. Fehlt nur im nächsten Semester der Karatekurs im Unisport als Vorbereitung. Oder man glaubt den Offiziellen und hofft auf einen friedlichen Arbeitsplatz – inklusive hautnahem WM-Erlebnis.

Illustration: Jana Hiebsch und Stephanie Becker

Benjamin Reuter <
Bewerbungen an: Gustav Wallar
g.wallar@best-veranstaltungsdienste.de oder 030/3434670

Hauptstadt der Schwebebahn: Wuppertal

> Die junge Frau unter dem Lastwagen ringt mit dem Tod. Mit weit aufgerissenen Augen versucht sie krampfhaft Luft in ihre lädierten Lungen zu saugen. Mit wenigen geübten Handgriffen setzt plötzlich ein junger Mann ein Messer unterhalb ihres Kehlkopfes an und rettet der Frau mit einem Luftröhrenschnitt das Leben. Auftakt zu der eher unkonventionellen Liebesgeschichte »Der Krieger und die Kaiserin« mit Benno Führmann und Franka Potente in den Hauptrollen. Ort der Handlung ist jedoch nicht etwa Hollywood, sondern Wuppertal, eine mittlere Großstadt nur wenige Kilometer südlich des Ruhrgebiets.

In der Schwebe kommt man in Wuppertal bequem voran – für Menschen besser geeignet als für Elefanten. Foto: Felix Neubüser

Wuppertal führt ein Schattendasein. Nur wenige internationale Reiseführer verweisen auf die Stadt, neben ihren größeren Nachbarn Köln, Düsseldorf und Essen wirkt sie oft etwas blass. Zu Unrecht, wie zumindest die Filmschaffenden eingesehen haben. Schon 1973 drehte der junge Wim Wenders sein Roadmovie »Alice in den Städten« zu gut einem Drittel in Wuppertal. Knapp zwei Jahrzehnte später durften Til Schweiger und Co. in »Manta Manta« durch die Straßen der 370.000-Einwohner-Stadt rasen und in »Nichts bereuen« gleitet Hauptdarsteller Daniel Brühl gleich mehrmals in der Schwebebahn der Wupper hinterher.

Die Schwebebahn! Sie ist das Wahrzeichen der Stadt – und zugleich ein wichtiges Nahverkehrsmittel. Zur Überraschung vieler Besucher sind die, an einem Stahlgerüst hängenden, Gelenkwagen nämlich mehr als nur eine Touristenattraktion. Rund 75.000 Menschen schweben pro Tag auf den 13,3 Kilometern durchs Tal. Die Schwebebahn bewältigt damit gut ein Viertel des öffentlichen Personennahverkehrs. Und das, obwohl der »stählerne Tausendfüßler« bei seiner Einweihung im Jahre 1901 eher skeptisch beäugt wurde. Ein falsch herum aufgehängter Zug, der sich mit lautem Quietschen und Kreischen in die Kurven legte und auf gerader Strecke unverschämte 50 Stundenkilometer schnell fuhr? Das sei Teufelswerk, schimpften die religiösen Sekten im Tal, während die Betreiber der Pferdebahn mit dem neuen Verkehrsmittel vor allem ihren Profit davonschweben sahen und vor Gericht gegen die »fliegende Bahn« klagten.

Die Bürgermeister der damals noch unabhängigen Städte Elberfeld und Barmen waren da eher pragmatisch. Als Folge der Industrialisierung war das Verkehrsaufkommen zwischen den späteren Stadtteilen Wuppertals enorm gestiegen. Nun galt es, eine platzsparende Methode zu finden, um die damaligen Hochburgen der Chemie- und Textilindustrie im engen Tal der Wupper miteinander zu verbinden und den drohenden Verkehrskollaps zu verhindern. Das »System der hängenden Wagen« des Kölner Industriellen Eugen Langen kam den Stadtvätern gerade recht. 1897 wurde der Bau der Schwebebahn beschlossen, 1901 das erste Teilstück für den Verkehr freigegeben. Dass sich die Bahn letzten Endes als weltweit einzigartig behaupten würde, war damals gar nicht Teil des Planes. Im Gegenteil: sogar in Berlin hatte Langen die Schwebebahn für die Strecke der heutigen U8 angepriesen, allerdings erfolglos.

Den in Elberfeld und Barmen Wohnenden wuchs die Schwebebahn jedoch schnell ans Herz. Auch heute sei eine Fahrt Wuppertal-Gästen empfohlen. Fast allen zumindest. Als 1950 der Zirkus Althoff in der Stadt gastierte, spendierte der Zirkusdirektor der Elefantendame »Tuffi« zu Werbezwecken eine Fahrt. Die Vierjährige entschied sich jedoch schon kurz nach Fahrtantritt, das enge Gefährt durch eine Seitenwand wieder zu verlassen. Sie überlebte den Sprung in die zwölf Meter tiefer gelegene Wupper nahezu unverletzt. Trotzdem sind seitdem Elefanten aus verständlichen Gründen in der Schwebebahn eher ungern gesehen. *Felix Neubüser* <

Ein Zimmer zu suchen, ist anstrengend. Endlose Besichtigungstermine und Vorstellungsverhöre. Aber es geht auch entspannter: auf der »WG-Party«.

Ins neue Zuhause tanzen

> Jenny ist begeistert von dem Mann auf der Tanzfläche. Er tanzt dort ganz allein. »Toll, dass er sich das traut«, sagt die BWL-Studentin und geht zu ihm hin. Wenn alles gut geht, teilen sich die beiden bald eine gemeinsame Wohnung. Nicht als Paar, sondern als Wohngemeinschaft (WG).

Es ist WG-Party im Magnet Club in Prenzlauer Berg, Berlins einziger Wohnungsvermittlung bei der man auch tanzen kann. Seit Dezember findet die Party jeden Sonntag statt. Wer ein Zimmer, eine neue Mitbewohnerin oder einen Mitbewohner sucht, hat hier die Möglichkeit, Anschluss zu finden. Aus den Boxen des Magnet Clubs schallt dazu »Studentenmusik: Elektro und Rock'n'Roll«, so Partyinitiator Fabian Saul, denn »Studenten sind unsere Hauptzielgruppe.« Schließlich wohnten sie besonders häufig in WGs, kennen aber noch nicht so viele Leute, wenn sie neu in einer Stadt ankommen. »Das gilt in Berlin noch mehr als anderswo«, sagt Saul, der davon ausgeht, dass es in der Stadt eine große Nachfrage nach der WG-Party gibt.

Heute mangelt es jedoch am Angebot. Über zwanzig Suchende sind zur WG-Party gekommen. Um 22 Uhr bieten nur fünf WGs Zimmer an: eine aus Spandau, zwei aus Lichtenberg und eine aus Pankow. Außerdem suchen drei Studentinnen aus Kreuzberg noch vier Leute, um mit ihnen einen Loft zu beziehen – für 325 Euro das Zimmer plus 825 Euro Kaution.

»Für mich käme nur die WG aus Pankow in Frage«, sagt Fabian. Der 19-jährige glaubt, dass es in Zukunft voller werden wird, »wenn ab Februar die Werbung anläuft, und zum Semesterstart im April wieder mehr Menschen kommen«. »Knackevoll« wünscht Saul es sich aber nicht. Das zerstöre die persönliche Atmosphäre.

Jenny gefällt die Zimmersuche auf der Party viel besser, als sich direkt in einer WG vorzustellen: »Dort ist die Stimmung doch eher verkrampft.« Neulich habe eine WG eine Frageliste zum Thema Sauberkeit und Essgewohnheiten abgehakt. »Die Atmosphäre war wie bei einem Vorstellungsgespräch zum Job – schrecklich. Man verliert durch so etwas schnell die Lust, weiter zu suchen.« Hier sei das anders, selbst wenn sie kein Zimmer finden sollte, »war's ein schöner Abend«, sagt sie. Man verbinde das Angenehme mit dem Nützlichen.

Die WG-Party ist aber nicht für alle geeignet, gibt Saul zu: »Man muss auf Leute zugehen können. Aber wer eine WG sucht, ist meist ein kommunikativer Typ.« Damit es Schüchterne ein wenig leichter haben, tragen alle einen großen roten oder weißen Aufkleber auf der Brust. Wer ein Zimmer anbietet, trägt rot – weiß trägt, wer eines sucht. Auf jedem Aufkleber steht eine Nummer, die einem Zettel an einer Pinnwand zugeordnet ist. Dort stehen Informationen zu den Wohnungen oder den Suchenden. »Antony, ein verwahrloster Student mit zu viel Kohle, sucht ein Zimmer in Kreuzberg«, steht auf Karte Nummer 52.

Damit man auf der Party schon einen ersten Eindruck vom angebotenen Zimmer bekommt, können vorher Fotos per E-Mail an den Magnet Club geschickt werden. Per Videobeamer werden diese dann, zusammen mit der Wohnungsnummer, an eine Wand projiziert. So gibt es hinterher kein böses Erwachen über das neue Zuhause, das man sich in der Disko angelacht hat.

Johannes Edelhoff <

Zimmersuche auf die lockere Art: WG-Party im Magnet-Club. Foto: WG-Party

WG-Party: Jeden Sonntag ab 20 Uhr im Magnet Club, Greifswalder Straße 212–213, Eintritt: 3 Euro, www.magnet-club.de

Olympia ruft: Zwei HU-Studentinnen sind bei den Winterspielen in Turin dabei. Die Sportförderung der Uni macht es möglich.

mit Goldmedaille zum Abschluss

> Mit Grausen denken die Studierenden der Humboldt-Universität (HU) daran, was jetzt ansteht. Acht BWL-Klausuren in drei Wochen etwa oder die Geschichtshausarbeit über Papst Pius – das Ende der Vorlesungszeit wird hart. Zwei HU-Studentinnen aber fiebern seit Monaten dem Februar entgegen. Denn Claudia Grundmann und Jenny Wolf starten dann bei den Olympischen Spielen in Turin.

Medaillenhoffnungen macht sich nur eine. Die Eisschnellläuferin Jenny Wolf gilt auf der 500-Meter-Strecke sogar als Goldfavoritin. Momentan führt die 26-jährige Germanistik- und Soziologiestudentin den Weltcup in ihrer Disziplin an. »Wenn man sich niedrige Ziele setzt, braucht man gar nicht erst anzutreten«, tönte die Sprinterin kürzlich in einer Tageszeitung.

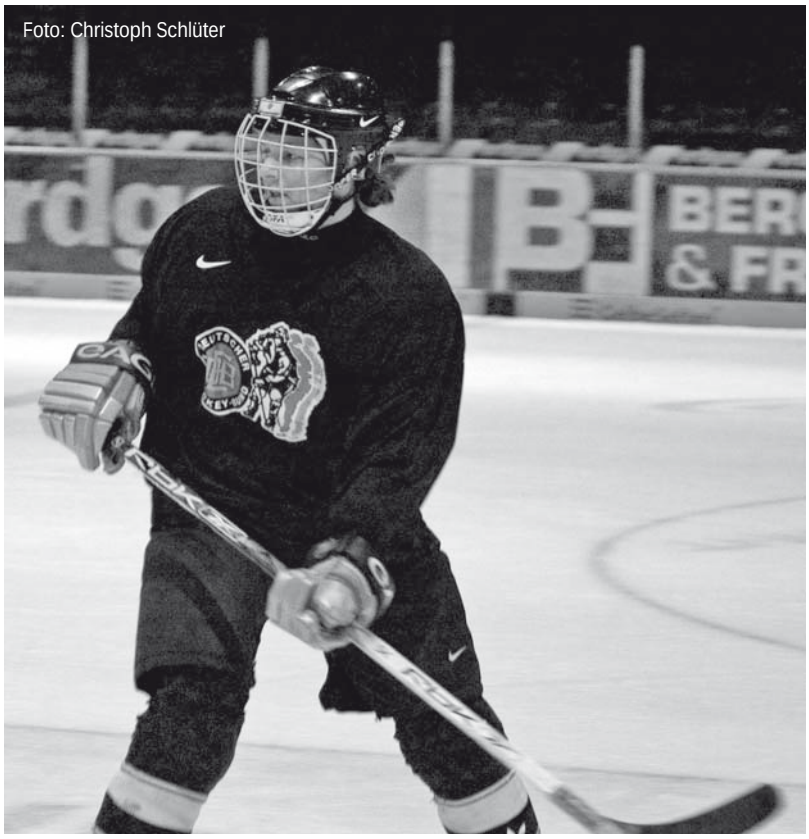


Foto: Christoph Schlüter

Studium und Nationalmannschaft. Keine Schlitterpartie für Claudia Grundmann.

So hoch kann Claudia Grundmann die Messlatte nicht legen. Sie spielt mit der Eishockey-Nationalmannschaft beim olympischen Turnier. »Die USA und Kanada sind absolute Spitze. Dort spielen 60.000 Frauen organisiert Eishockey«, so die 29-jährige. In Deutschland sind es gerade einmal 1.600. »Bronze zu holen wäre da eine Riesensensation.« In den USA gibt es mittlerweile sogar eine eigene Frauenprofiliga, in der Gehälter bezahlt werden. In Deutschland ist so etwas unvorstellbar.

Umso wichtiger sei es, sich schon während der aktiven Sportkarriere eine berufliche Perspektive zu verschaffen, glaubt Claudia. Deswegen studiert sie an der HU Sportwissenschaften. Das ist bemerkenswert. Die meisten Wintersportler und Wintersportlerinnen sind bei der Bundeswehr angestellt, weil man dort Geldverdienst und Sport vereinen kann. Die Studienbedingungen an der HU haben sich für Claudia und 64 andere Athleten und Athletinnen, die einer Nationalmannschaft angehören oder an einem Olympiastützpunkt gefördert werden, vor vier Jahren schlagartig verbessert. Im Februar 2002 schlossen die HU, der Allgemeine Deutsche Hochschulverband und der Olympiastützpunkt Berlin einen Kooperationsvertrag ab. Sport und Studium sollen so besser zu vereinbaren sein. »Anwesenheitspflichten und Prüfungsfristen werden für uns großzügiger ausgelegt«, sagt Claudia. Die Hochschule stellt ihnen zudem Mentoren und Mentorinnen zur Seite, die bei der individuellen Studienplanung helfen. Im Gegenzug sollen die Sportler und Sportlerinnen die HU öffentlich repräsentieren. Trotz der Sonderbehandlung schlägt Claudia kein Neid entgegen. »Die anderen finden das eher spannend und fragen mich, wo ich schon wieder gespielt habe.«

Da die HU den Sportlerinnen und Sportlern aber nicht finanziell unter die Arme greifen kann, mussten doch einige ihr Studium in Berlin abbrechen. Susann Götz, Flügelstürmerin im Eishockey-Nationalteam, absolvierte ihr Grundstudium noch am Sportcampus in Weißensee. Mittlerweile hat sie umgesattelt. Jetzt lässt sie sich im Fernstudium zur Sportmanagerin ausbilden und arbeitet bei der Bundeswehr. Auch für Claudia ist es schwierig, Geld, Studium und Training unter einen Hut zu bringen. Immer wieder unterbricht sie deshalb ihr Studium, um den Dienst an der Waffe anzutreten. 70 Prozent der Zeit kann sie bei der Bundeswehr trainieren, ansonsten steht militärischer Dienst auf dem Programm. Dann heißt es, stundenlang vor einer Kaserne Wache zu schieben. »Da verblödet man schnell«, gibt sie zu, deswegen will sie auch unbedingt endlich ihr Studium abschließen. 2003 hat sie bereits ihre Abschlussprüfungen gemeistert. »Ein Riesenberg« sei aber noch zu überwinden: ihre Diplomarbeit. »Die zu schreiben ist so aufwändig«, sagt Claudia. Als ambitionierte Sportlerin komme sie einfach nicht dazu. Selbst wenn es während ihrer aktiven Zeit nicht klappen sollte, kann sie auf den Kooperationsvertrag zählen. Die HU unterstützt die Studierenden auch nach ihrer sportlichen Laufbahn.

Johannes Edelhoff <

die ganze stadt ein kino

> Februar in Deutschland – das ist der letzte schmuddelige Atemzug des Winters, das ist Karneval und Klausurenzeit. In Berlin ist der Februar aber vor allem eines: Berlinale-Zeit. Zehn Tage dreht sich alles um das große und kleine Kino. Vom 9. bis 19. Februar finden dieses Jahr die Internationalen Filmfestspiele von Berlin statt – bereits zum 56. Mal. Drei Zahlen genügen, um das Format der Berlinale deutlich zu machen: 13, 300 und 180.000. In 13 Kinos werden über 300 verschiedene Filme bis zu viermal gezeigt. Für die öffentlichen Vorführungen werden 180.000 Karten verkauft.

Im Zentrum der Aufmerksamkeit wird auch dieses Jahr der offizielle Wettbewerb stehen. In das Rennen um die Goldenen und Silbernen Bären startet Oskar Roehler mit seiner Adaption von Michel Houellebecqs Erfolgsroman »Elementarteilchen«. Für die Geschichte über Einsamkeit, sexuelle Obsession und den Sinn des Lebens konnte Roehler ein wahres Staraufgebot gewinnen: Moritz Bleibtreu, Franka Potente, Martina Gedeck, Jasmin Tabatabai, Uwe Ochsenknecht und Christian Ulmen sind dabei. Große Namen vereint auch »A Prairie Home Companion«: Unter der Regie von Robert Altman erleben Meryl Streep, Woody Harrelson und Kevin Kline das Ende einer legendären Radioshow. Ganz ohne Stars hingegen kommt Valeska Grisebachs »Sehnsucht« aus, ein Film über die Suche nach dem Glück in der ostdeutschen Provinz. Michael Winterbottoms »The Road to Guantanamo«, Claude Chabrols Politthriller »L'ivresse du pouvoir« und Michele Placidos »Romanzo criminale«, der die Verstrickung von Mafia, Korruption und Verwaltung aufgreift, verleihen dem Wettbewerb eine politische Note.

Aber die Berlinale dreht sich nicht nur um das ganz große Kino. Auch dem Regienachwuchs wird eine Bühne geboten: im »Internationalen Forum des jungen Films« und in der Reihe »Perspektive Deutsches Kino«, die die Werke junger deutscher Regisseure zeigt. 2005 begeisterte hier Robert Thalheim mit »Netto« sowohl das Publikum als auch die Kritikerinnen und Kritiker. Zum vierten Mal findet der »Berlinale Talent Campus« statt, bei dem über 500 Filmtalente aus aller Welt zusammen an Workshops teilnehmen, diskutieren und sich Anregungen von den Großen der Branche holen. 3.600 Bewerbungen hat die fünfköpfige Jury gesichtet. »Die Hälfte der Bewerber hat gerade die Filmhochschule beendet«, erzählt Cathy Rohnke, Leiterin des Talent Campus, »aber wir hatten auch Autodidakten sowie Leute aus der Praxis dabei.« Man habe bewusst keine Teilnahme- oder Altersbeschränkungen gesetzt. »Aus Fiji und Benin, von Island bis Mauretanien« seien die Bewerber und Bewerberinnen gekommen. Nur 56 der ausgewählten 520 Teilnehmenden kommen aus Deutschland, fünf von den Berliner und Potsdamer Filmhochschulen.

Ein Teil der vom 11. bis zum 16. Februar stattfindenden Veranstaltungen des Talent Campus ist öffentlich und kann von Interessierten besucht werden. Karten hierfür wie auch für die Filme der Berlinale-Reihen gibt es an den offiziellen Vorverkaufsstellen in den Potsdamer-Platz-Arkaden, bei den Berliner Festspielen und im Kino International. Filmtickets können dort drei bis vier Tage vor der Aufführung gekauft werden. Lange Schlangen sind vorprogrammiert. Und für welche Veranstaltung kommt man am leichtesten an Karten? »Das lässt sich nicht sagen, bei jeder Reihe beträgt unsere Auslastung fast 100 Prozent«, sagt Berlinale-Pressesprecherin Frauke Greiner. Aber die Chancen, an Tickets zu kommen, stehen so schlecht nicht. Auch an den Tageskassen der Festivalkinos kann man Karten ergattern – nur dort gibt es eine Ermäßigung von 50 Prozent für Studierende. Online können Tickets ebenfalls bestellt werden, zuzüglich Vorverkaufsgebühr. Das kostet zwar deutlich mehr als ein normaler Kinobesuch, doch vielen ist das die Berlinale wert. Schließlich sieht man hier Filme, die erst Monate später oder niemals ins deutsche Kino kommen.

Fabian Reinbold <

www.berlinale.de
www.berlinale-talentcampus.de

Die Bilder von Ivana Scharf sind getropft statt gepinselt.
Und ihre Vernissage veranstaltet die Berliner Studentin virtuell.

Anklicken, anziehen, rumtragen

> Es ist ein ungewöhnlicher Ort für eine Vernissage. Kabel laufen quer durcheinander, grüne Siliziumchips dominieren das Interieur. Es gibt keine Kellner, die Tabletts mit Appetithäppchen und Sektgläsern herumtragen. Die Kunstwerke müssen ohne Rahmen oder aufwendige Beleuchtungstricks auskommen. Einzig einige Leuchtdioden werfen hin und wieder ein mattes, grünes Licht auf die Elektronik im Inneren des Modems.

Es ist ein ungewöhnlicher Ort für eine Vernissage. Das heißt, eigentlich ist es überhaupt kein Ort. Diese Ausstellungseröffnung findet via Internet auf dem heimischen Computer statt. Die Anwesenden, die sich während der Eröffnung über ein elektronisches Gästebuch austauschen, sind trotzdem begeistert: »Von so was lasse ich mich gerne von der Arbeit ablenken«, schreibt Franziska, während Andreas ankündigt, sich erst mal »ein virtuelles Prosecco-Glas« für einen ersten Rundgang genehmigen zu wollen.

Menschen kaufen Bücher, Stofftiere und sogar ganze Häuser im Internet, man kann online flirten und Tagebuch schreiben – warum also nicht auch eine Online-Vernissage?

Foto: privat

Beim Drop-Painting bekommen auch Ivanas Möbel hin und wieder Spritzer ab.

Die Homepage buy-art.de wurde von der Berliner Studentin Ivana Scharf ins Leben gerufen. Hier präsentiert sie ihre Kunst. »Für viele Künstler ist das Vermarkten ihrer Werke so etwas wie ein Tabuthema«, erklärt die 31-jährige, »ich sehe das anders. Warum sollte ich meine Kunst nicht auch online anbieten und vielleicht sogar Geld damit verdienen?«

Ivana Scharf malt, in gewisser Weise jedenfalls. Als »künstlerisch intendierten Zufallsprozess« beschreibt sie ihre Technik, das so genannte »drop painting«. Dabei wird Acrylfarbe von oben auf eine Oberfläche getropft, anstatt sie mit dem Pinsel aufzutragen. Als eine bewusste »Verneinung des gesteuerten Farbauftrags« bezeichnet es die Künstlerin. Schicht um Schicht entstehen so sehr farbintensive, fast plastisch hervortretende Motive. »Es dauert manchmal mehrere Wochen, bis ein Bild fertig ist, denn jede Schicht muss erst vollständig trocknen, bis eine weitere aufgetragen werden kann«, erklärt Ivana. Sie wirkt ernst, wenn sie von ihrer Arbeit spricht. Trotzdem leuchten ihre Augen begeistert, fast spitzbübisch. Man merkt, wie viel ihr ihre Kunst bedeutet. Dabei hat es eine ganze Weile gedauert, bis sie angefangen hat, sich auch als Künstlerin zu sehen. »Früher hätte ich mich nie so bezeichnet«, erzählt die Studentin. »Ich habe zwar gemalt, es war aber nie so im Mittelpunkt. Ich habe lange gebraucht, bis ich mir selber eingestanden habe, wie wichtig mir das Kunstschaffen ist.«

Ivana Scharf lebt seit etwas mehr als einem Jahr in Berlin und studiert »Arts and Media Administration« an der Freien Universität. Ihre erste eigene Ausstellung hatte sie vor knapp drei Jahren in Düsseldorf. Stilistisch lässt sich das, was Ivana Scharf in ihrem kleinen Atelier in Friedrichshain produziert, wohl am ehesten dem informellen Tachismus, einer Stilrichtung innerhalb des abstrakten Expressionismus zuordnen. Wenn überhaupt. Denn wie viele Künstler mag auch Ivana Scharf es zu experimentieren. Da muss dann manchmal sogar ein Ikea-Regal als Leinwand herhalten oder das Logo einer großen bunten Zeitung für ein Bild Modell stehen. Neustes Projekt der zierlichen Berlinerin ist der Online-Shop, das Herzstück von buy-art.de. Getreu dem von Oscar Wilde entliehenen Motto der Seite, »One should either be a work of art or wear a work of art«, gibt es ihre Kunst hier nicht nur auf der Leinwand, sondern außerdem zum Anziehen und Rumtragen. Taschen und T-Shirts, bedruckt mit ausgewählten Motiven, werden hier in begrenzter Auflage zum Kauf angeboten: »Für alle Produkte gibt es eine Art zufälliges Verfallsdatum«, erklärt die Künstlerin, »danach wird es nicht mehr verkauft.« *Felix Neubüser* <

SPEICHER
Freizeit • Arbeit • Camping • Survival
Greifswalder Straße 216 • Berlin Prenzlauer-Berg • Tel. 4 41 44 30
Montag bis Freitag 10.00-19.00 Uhr • Samstag 10.00-16.00 Uhr
VERSAND: WWW.SPEICHER-BERLIN.COM

Ballgeschichten zur WM

> Fehlentscheidungen von Schiedsrichtern gleichen sich im Laufe einer Saison aus. Stimmt's oder stimmt's nicht? Es stimmt nicht. Als Gegenbeispiel dient die berühmte Saison 2000/2001, in der Schalke 04 nur Meister der Herzen wurde, und die Bayern wieder mal den Titel holten. Den Blauen gingen durch Fehlpfiffe fünf Punkte verloren, die sie zum Meister gemacht hätten – die Münchner wären nur Dritter geworden.

Solche und ähnlich vermeintliche Wahrheiten und Gemeinplätze, die den intellektuellen Kosmos (beinahe) jedes Fußballfans bestimmen, überprüft der Journalist Wolfgang Hars in seinem Buch »Nullkommafünfzunull – Die wundersamsten Fußballirrtümer und -legenden«. Hars trägt wissenschaftliche Analysen, Statistikauswertungen und Wissen aus Archiven und Geschichtsbüchern zusammen, um Licht ins Dunkel der Fachsimpelei zu bringen. Den Fußball erklärt oder entzaubert er damit nicht. Aber er liefert reichlich Diskussionsstoff für die grauenvoll öden Tage, an denen der Ball ruht.

Nach der Lektüre ist auch diese Expertenfrage geklärt: Frauen können die Abseitsregel nicht erklären? Stimmt nicht. Zumindest in England, dem Mutterland des Fußballs, kann nur jeder zweite Mann das Abseits erklären – bei den Frauen wissen zwei Drittel Bescheid.

Benjamin Reuter <

> Normalerweise ist Günther Kochs Fußballleidenschaft nur im Radio zu hören. Jetzt hat der langjährige Hörfunkreporter seine schönsten Geschichten aufgeschrieben. »Der Ball spricht« versammelt aufregende, komische und dramatische Fußballerlebnisse. Da zieht der »blöde linke Pfosten« schon mal den Ball magisch an, es gibt Bombenalarm im Highbury Stadion des FC Arsenal und Lothar Matthäus wird das Sprechen beigebracht. Koch meldet sich »aus dem Abgrund«, wenn der bekennende Fan über »seinen« 1. FC Nürnberg berichtet und schwärmt von seiner ersten Fußball-Liebe, dem 1. FC Traunstein. Koch erzählt, wie ihn Schweini einmal von oben bis unten mit Weißbierbrühe eingesaut hat und Michael Ballack ihm daraufhin »fast zärtlich« den Schaum von der Platte wischte. Und er spricht in einer langen Hommage mit dem Ball, seinem wahren Held und Arbeitgeber. Zu guter Letzt findet sich eine komplett transkribierte und kommentierte Reportage vom Spiel 1. FC Nürnberg gegen SC Freiburg. Diese lohnt sich wegen Günther Kochs leidenschaftlichen Ausführungen nicht nur für Nürnberg- oder Freiburg-Fans. Sein mitreißender Reportagestil befördert Leser und Leserinnen direkt an den Spielfeldrand. Fußballfans können sich bei diesem Buch auf viele Lacher freuen und sind für 8,95 Euro gut bedient. Die optimale Einstimmung auf die WM.

Anna Niederhut <

> Es ist schier unglaublich, welche Fülle von Fragen in »Franz Beckenbauer – der freie Mann« beantwortet wird. Da verneigt sich selbst der Kaiser: »Torsten Körner weiß fast mehr über mein Leben als ich.«

Wer sein Interesse für Franz Beckenbauer als Fußballspiel begreift, bekommt mit diesem Buch eine Traumflanke für das entscheidende Tor serviert. Nur einköpfen, also lesen, muss man noch selbst. Körner präsentiert den Lebenslauf des Kaisers als Mischung aus spannenden Berichten, unterhaltsamen Anekdoten, sowie teils kritischen Kommentaren aller Beteiligten.

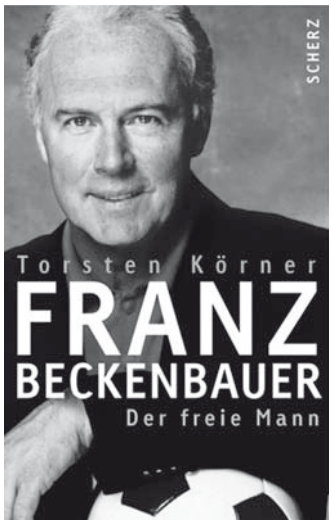
Besser als in Beckenbauers bisher erschienenen Autobiographien – da wurden unangenehme Lebenspassagen gerne weggelassen – schafft es Körner, ohne anstößig oder intim zu werden, des Kaisers Leben sachlich darzustellen und gleichzeitig lebendig zu beschreiben. Als wäre man live dabei, schildert er sowohl schöne Tore als auch Stimmungslagen in der Mannschaftskabine.

Interessant zu lesen ist auch, wie Beckenbauer nach seiner aktiven Karriere Politik betreibt, und wie er es schafft, die Weltmeisterschaft nach Deutschland zu holen. Die Wartezeit bis zur WM wird mit Körners Lektüre zwar verkürzt, aber nur ein wenig, denn die gut 300 Seiten packen derart, dass jeder Fußballfan sie in einem Schwung durchliest.

Richard Buch <

»Nullkommafünfzunull...«
Wolfgang Hars, 240 Seiten, 17,90 Euro, Scherz Verlag

»Der Ball spricht«
Günther Koch, 256 Seiten, 8,95 Euro, Fischer Taschenbuch Verlag

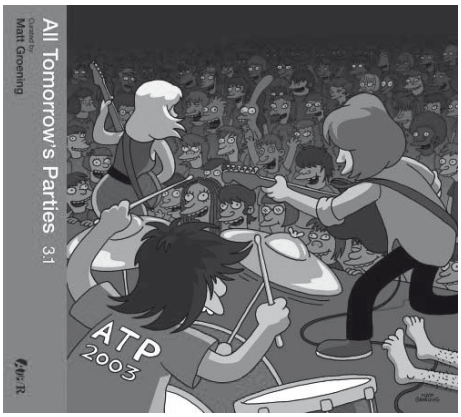


»Franz Beckenbauer – der freie Mann«
Torsten Körner, 320 Seiten, 19,90 Euro, Scherz Verlag

gute gelbe musik

> I used to be ›with it‹. But then they changed what ›it‹ was. Now what I'm ›with‹ isn't ›it‹ and what's ›it‹ seems weird and scary to me. It'll happen to you.« Abe Simpson kennt die kurzlebige Welt der Coolness. Doch der Schöpfer der gelben Welt der Simpsons steht über sich ständig ändernden Trends. Matt Groening fing einst als Musikkritiker an und wurde ausgewählt, Kurator für die All Tomorrow's Parties 2003 zu sein und das Line-Up des Festivals auszusuchen. Die dazu vor kurzem erschienene Compilation zeigt, dass Groening immer für gute Musik zu haben ist. Von den zwölf Songs hat nur einer einen Bezug zur Serie: der erste Track, das Simpsons Theme, interpretiert von Sonic Youth, ist die Lieblingsversion von Matt Groening. Danach schlägt er einen Bogen, von »it‹ then« mit Iggy und den Stooges und der Magic Band, zu »it‹ now«, mit Vertretern wie Spoon, Modest Mouse, den Shins, Elliott Smith und dem fantastischen American Analog Set. Auch die seit letztem Jahr in Berlin lebende Band Electrelane ist mit von der Partie. Keiner der Songs ist, wie auf manch anderer Compilation, schon zum zehnten Mal vertreten. Diese Sammlung ist ein Zeichen für die Festivalkultur jenseits von Bierfesten wie Rock am Ring und Hurricane. Sogar Groening sagte, dass die derzeitige Pop-Szene in einem trostlosen Zustand ist. Aber auch, dass es immer noch gute Musik gibt, jene nur sorgfältig gesucht werden muss. Mit dieser Compilation, dieser Zusammenfassung des ATP-Festivals, hat man sie vielleicht gerade gefunden. Und was antwortet Homer auf die Bemerkung seines Vaters über die vergehende Coolness? »No way, man. We're gonna keep on rockin' forever!«

Christine Drechsler <



All Tomorrow's Parties 3.1
Curated by Matt Groening
ATP Recordings/Neuton/Rough Trade

locker und lässig

> Als Incrowd Ende letzten Jahres im Magnet Club ihr erstes Album »Sneaking In« präsentierten, platzte der Raum aus allen Nähten. Kein Wunder, die Band um den Gitarristen Fernand Kenzler ist schon seit Jahren auf den Berliner Bühnen unterwegs und hat sich eine große Fangemeinde erspielt. Es hat lange gedauert, bis Incrowd ihr erstes Album veröffentlichten, geschadet hat es nicht. Denn »Sneaking In« merkt man an, dass die Musiker schon lange zusammen spielen.

Ausgewogen und reif wirken die zwölf Lieder, die als eine Mischung aus Pop, Jazz und Funk daherkommen. An einigen Stellen der durchweg selbst komponierten Stücke wünscht man sich mehr Abwechslung, durch den hervorragenden Sänger Jan-Erik Winzer wird man dafür aber entschädigt. Unterstützt wird er von Schlagzeuger Johannes Müller, dem Bassisten Tim-Erik Winzer und Kenzler. Kenzler holte auch eine Bläsergruppe ins Studio, die besonders in den instrumentalen Songs überzeugt. Großartig sind Damian Arikas' Saxophon-Solos – hier wirken Incrowd besonders amerikanisch. Der beste Track heißt dann auch »Jazz«. Und amerikanisch klingt auch Jan-Erik Winzer. Alles sehr stimmig also. Nur das düstere Cover der CD passt da nicht so ganz. Aber das kann man auch als lässig interpretieren, dann spiegelt es die Musik von Incrowd wunderbar wider.

Emanuel Viebahn <

Wir verlosen drei Exemplare von »Sneaking In«. Dazu folgende Frage originell beantworten: Was siehst du auf dem CD-Cover?
Lösungen an: redaktion@unaufgefordert.de

Incrowd
»Sneaking In«
KOOK

Blutige Vergangenheit

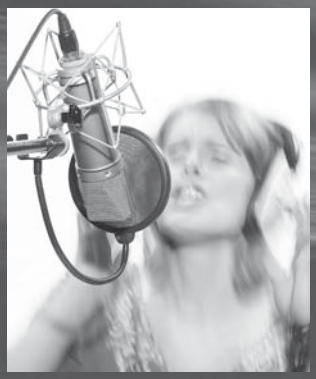
> Der italienische Schriftsteller Antonio Tabucchi schrieb einmal, das Leben verschweige die wichtigen Dinge, »weil es in Wirklichkeit unterirdisch verläuft, wie ein Fluss im Karst«. Wenn die entscheidenden Dinge dann doch an die Oberfläche treten, entsteht Verwirrung und alte Gewissheiten und gewohnte Fassaden werden erschüttert. In Michael Hanekes Film »Caché«, in Cannes mit der Goldenen Palme für die beste Regie ausgezeichnet, ist es eine Geschichte aus der Kindheit von Georges (Daniel Auteuil), die seine Familie zu zerreißen droht und an der er selbst beinahe zerbricht. Die Spur in die Vergangenheit sind anonyme Videokassetten, die Außenaufnahmen des Hauses zeigen, in dem Georges, seine Frau Anne (Juliette Binoche) und ihr zwölfjähriger Sohn in Paris wohnen. Den Bändern sind Kinderzeichnungen beigelegt – ein Gesicht, dem Blut aus dem Mund quillt, und ein Hahn mit abgeschlagenem Kopf.

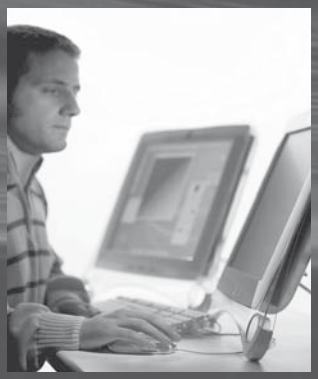
Georges' Drama ist mit einem dunklen Kapitel der jüngeren französischen Geschichte verbunden: Bei einer Demonstration gegen den Algerienkrieg in Paris am 17. Oktober 1961 wurden 50 bis 100 Algerier von der Polizei erschossen. Im Film fallen die Eltern des Jungen Majid dem Massaker zum Opfer, der fortan auf dem elterlichen Hof von Georges leben soll. Majid (Maurice Bénichou) wird von Georges vom Hof vertrieben und kehrt Jahrzehnte später als Erwachsener, im Zusammenhang mit den Videobändern, in sein Leben zurück. *Benjamin Reuter* <

»Caché«,
Frankreich 2005,
Regie: Michael Haneke,
läuft bereits

Deine Karriere in den Medien

Tontechnik Creative Media Digital Film und 3D Animation





> internationaler Studienabschluss
> modernste Ausstattung
> 30 Jahre Lehrerfahrung
> 50 Schulen weltweit
> individuelle Praxiszeit
> weltweites Netzwerk erfolgreicher Absolventen

SAE INSTITUTE

Tag der offenen Tür: 5. März 14-18 Uhr

Kapweg 4
13405 Berlin
Telefon: [030] 49860054
saeberlin@saecollege.de

Fordern Sie einen kostenlosen Prospekt an !

WWW.SAE.EDU

Berlin: saeberlin@saecollege.de Leipzig: saeleipzig@saecollege.de

Uni-Termine

Mo, 6. Februar
18 Uhr
Inauguration des Präsidenten der HU, Audimax
Präsident Markschies feiert seinen Einstand. Vorbeischauen, zuhören und das eine oder andere Häppchen abstauben.

Mi, 15. Februar
Rückmeldefrist für das Sommersemester läuft ab
Alle, die zuviel Geld haben, können sich auch noch bis zum 28. Februar zurückmelden und zahlen drauf.

Di, 18. April
Semesterstart des Sommersemesters 2006
Dann geht die Arbeit wieder los.

Ringvorlesung

»Eigene und fremde Welten – Multiple Moderne im europäischen und außereuropäischen Kontext«

Mi, 15. Februar
18 Uhr
Deutsche Wir-Bilder nach 1945: Repräsentation des Eigenen, Wolfgang Kaschuba.
Hausvogteiplatz 5–7, Raum 109
Für alle, die sich noch nicht selbst gefunden haben – vielleicht wird's hier was.

Kino

Di, 7. Februar
20 Uhr
HU-Hauptgebäude, Kinosaal
Broken Flowers, OmU
Bill Murray auf der Suche nach seinem Sohn. Wird er Erfolg haben?

Mo, 13. Februar
18 Uhr
Botschaft von Kanada, Kinosaal
Revolutions in Space:
La face cachée de la lune
Philippe macht sich Gedanken über den Mond. Als seine Mutter stirbt wird ihm bewusst, dass ihn Lichtjahre von seinem Bruder André trennen.

Ausstellung

bis zum 30. März
Japanische Fotoausstellung »Tsuwano – Kioto en miniature« von Takano Atsushi
Luisenstr. 39, Raum 2
Schöne Fotos der japanischen Kleinstadt Tsuwano gibt es hier zu sehen.

Veranstaltungen

Do, 16. Februar
18.15 Uhr
»Die Google Story« Vortrag von Stefan Keuchel, FU Berlin, FB Wirtschaftswissenschaften, Garystr. 21, HS 105
Für alle, die wissen wollen, wie sie mit dem Internet reich werden können.

22. bis 24. Februar
Tagung
»Geschichte im Netz – Praxis, Chancen, Visionen«
Die Eröffnungsveranstaltung für eine Reihe spannender Vorträge findet am 22. Februar um 19 Uhr im Senatssaal des Hauptgebäudes statt.

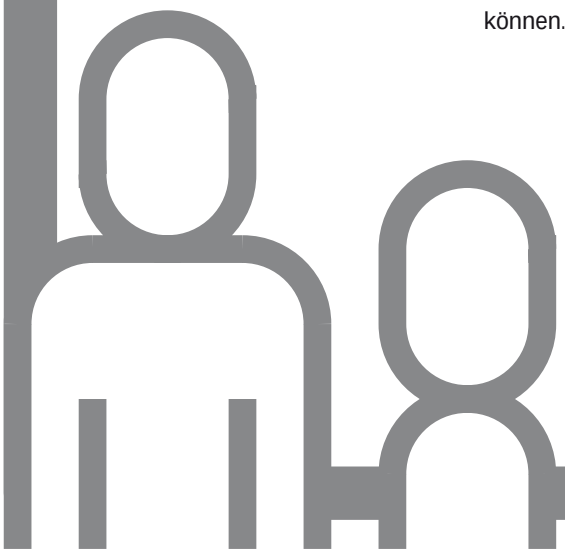
Mi, 8. März
Internationaler Frauentag
Dieser Termin muss angekündigt werden, um auszugleichen, dass Frauen eine so kleine Rolle im Titelthema spielen.

23. bis 26. März
Europameisterschaften im studentischen Debattieren, Siegerehrung mit Debattierfinale am 26. März um 13 Uhr im großen Saal des Konzerthauses am Gendarmenmarkt. Informationen unter www.euros2006.com
Wer sich selbst gern reden hört, wird hier vielleicht zum Gewinner.

Musik

So, 5. Februar
11 Uhr
Jubiläumskonzert 40 Jahre Capella academica, Sinfonieorchester der HU, Berliner Philharmonie, Kammermusiksaal
Schön klassisch.

www.CopyPlanet-Berlin.de
JEDE A4 s/w Kopie 2,5 Cent!
Kopernikusstr. 20
10245 Berlin-Friedrichshain
Tel.: 42 78 00 78 Fax: 4 22 53 45
Montag - Sonntag 9 - 18 Uhr
(jeden Tag außer Feiertage)
Kastanienallee 32
10435 Berlin-Prenzlauer Berg
Tel.: 4 48 41 33 Fax: 2 38 49 59
Montag - Freitag 9 - 18 Uhr
copyplanet@t-online.de



⁘deutschsein⁘ lernen

> Ich trage einen neuen Namen. Er lautet »Germany« und begleitet mich überall hin. Er ist Vor- und Nachname zugleich, was die Leute hier wohl ziemlich praktisch finden. Begonnen hat es in einem Geschichtskurs der irischen Universität. Professor Smith begrüßte uns zu seinem Seminar, in dem gerade einmal vier Teilnehmer saßen. Klar, dass ich unter den nuschelnden Einheimischen sofort auffiel und meine Herkunft zum großen Thema der ersten Sitzung wurde. Übrigens sind unter den nordirischen Studenten die Erasmus-Reisenden deshalb recht beliebt: Hat man keine Lust auf das eigentliche Thema, kann man prima ablenken: Wird das auch in Berlin an der Uni gelehrt? Und apropos Berlin: Das Oktoberfest ist doch nicht da, oder? Aber gutes Bier gibt es trotzdem? Professor Smith, waren Sie nicht mal in Berlin?

Allen, die sich dieses Semester wieder mit zweihundert anderen in einem Raum drängeln, sei zum Trost gesagt, dass auch ein Seminar in Kleinstbesetzung nicht unbedingt sehr empfehlenswert ist. Kneifen gilt nicht – und Dösen schon gar nicht. Diesem Umstand habe ich auch meinen neuen Namen zu verdanken. Wann immer Professor Smith uns seine Version der Geschichte erzählte, unterbrach er nach fünf Minuten, um nachzufragen: »And Germany? What is your opinion?« Ich stotterte etwas zusammen und betete jedes Mal, dass er endlich erkennen würde, wie wenig Sinn es macht, mich überfallartig zu allem und jedem Stellung nehmen zu lassen. Im Improvisieren bin ich schon auf deutsch nicht gut. Was kann ich also zum Sino-Japanese-War sagen? Professor Smith hakte nach: »Ever heard of that one, Germany?«

Wenn ich Glück hatte, befragte er mich nur zur Flugverbindung zwischen Belfast und Berlin, da seine bessere Hälfte in Polen lebt. Oder dazu, ob deutsche Studierende auch so viele Fernsehserien gucken wie irische. Oder ob deutsche Männer ebenso gerne nach Thailand fahren. Wenn ich Pech hatte, wurde er gleich weltgeschichtlich und wollte wissen, wie denn Deutschlands Chinabild im 19. Jahrhundert aussah, oder was die Deutschen zum Ersten Weltkrieg denken. Ich hatte aber keine Lust für achtzig Millionen zu sprechen. Wahrscheinlich erwartete er das auch nicht, und der Gedanke, dass irgendjemand in diesem Kurs meine Halbsätze und Vokabelsuchereien für »die deutsche Meinung« halten könnte, hat mich überhaupt viel zu lange beschäftigt. Vielleicht war es der Blick in sein Bücherregal, der mich nervös machte. Denn es enthält – obwohl sein Schwerpunkt asiatische Geschichte ist – vorrangig Titel wie »The Third Reich« oder »Inside Hitler's Mind« oder »Nazi Germany«. Und wenn ich bei anderen Einheimischen zum Dinner eingeladen war, kam das Gespräch ebenso verlässlich darauf. Eines Sonntagabends saß ich bei Kürbis und Braten mit Preiselbeersoße, als der Gastgeber ausholte: »Also, man hat uns ja immer in der Schule erzählt, dass Hitler so ein totaler Diktator war und ziemlich verrückt und dass er all diese Dinge gemacht hat…« Ich sagte: »Ja, das kommt so ungefähr hin«, und aß weiter. Hatte er erwartet, dass ich ihm widerspreche und eine völlig andere Interpretation liefere? Jedenfalls herrschte danach erst einmal Stille am Tisch, und ich war ein bisschen gelangweilt. Wir sind dann auf das Thema Fußball umgeschwenkt.

Wenig später durfte ich auf dem Weg zur Uni noch ein paar Iren erklären, dass Bonn nicht mehr die Hauptstadt und Helmut Kohl nicht mehr Bundeskanzler von Deutschland ist. Und wenn mich mal wieder jemand in die Oktoberfestecke stellen wollte, war mir das mit der Zeit auch egal. Nur mit meiner Rolle im Geschichtsseminar konnte ich mich bis zum Ende der Vorlesungszeit nicht arrangieren. »Are you listening, Germany?«

Tina Rohowski <

Illustration: Britta Kussin

FAMILIENGLÜCK

Der Weg zum Wunschkind

Direkt am Berliner Gendarmenmarkt, in der schönen Mitte der Stadt hat sich auch ein Geschäftszweig angesiedelt, der sich so gar nicht als „Geschäft" verstehen lassen möchte. Die Kurzgeschichte der Berliner Samenbank, eine Geschichte zu einem endlich erfüllbaren Kinderwunsch ...

Jedes 7. Paar in Deutschland ist ungewollt kinderlos. Es ist allgemein bekannt, dass sich die Ursachen hierfür zu je einem Drittel auf rein „weibliche", rein „männliche", auf „gemischte" und unbekannte Faktoren verteilen lassen. Dank der Fortschritte im medizinischen Bereich kann heute vielen ungewollt kinderlosen Paaren ein Kinderwunsch erfüllt werden. Bei erheblichen (meist weiblichen) Fruchtbarkeitseinschränkungen hilft oft die IVF Behandlung, die sogenannte Retortenbefruchtung. Ist die Samenqualität aber sehr schlecht, lässt sich nur noch mittels ICSI, sogenannter Mikrosemination, eine Schwangerschaft erreichen.

Was aber wenn keine Samen produziert werden, die o.g. Verfahren versagt haben, oder diese Methoden wegen bestehender Risiken abgelehnt werden?

Die Adoption ist in Deutschland ein schwieriges Unterfangen, warten doch 7 bis 8 adoptionswillige Ehepaare auf je ein Kind. Die Verwendung von Samenzellen aber, erwiesen fruchtbarer und gesunder Samenspender, ist eine einfache und sehr erfolgreiche Methode. Immerhin ist innerhalb von 6-8 Behandlungen die „Trefferquote" mit 80 % sehr hoch. Die Behandlung ist für die Frau körperlich wenig belastend. Die Sicherheit vor Ansteckung mit Infektionskrankheiten wird durch engmaschige und penible Untersuchungen der Spender und des Samens erreicht, dies umfasst natürlich auch die „Weitergabe" von Erbkrankheiten die damit weitestgehend ausgeschlossen werden. Da Paare, welche sich einer solchen Behandlung unterziehen dies meist nicht in ihrem Lebensumfeld kundtun möchten und eine weitgehende Ähnlichkeit des Kindes zu seinen Eltern erhoffen, ist es selbstverständlich möglich, sich den „Wunschspender" anonym nach Katalog (ohne Foto) auszusuchen. Da laut Grundgesetz, jeder Mensch das Recht auf Kenntnis der eigenen Abstammung hat, wird durch entsprechende Dokumentation sichergestellt, dass diesem Recht auch entsprochen werden kann. Natürlich sollte aus verständlichen Gründen, der Kinderwunsch eines Paares welches sich einer solchen Behandlung unterzieht, besonders stark sein. Eine äußerst harmonische Paarbeziehung ist unabdingbare Vorraussetzung. Die Entscheidung für diese Methode muss nach gründlicher Diskussion miteinander, mit dem behandelten Arzt und einem Rechtsanwalt gefällt werden. Nur so kann sichergestellt werden, dass sich dieses Wunschkind später auch so fühlt. International durchgeführten Studien ist zu entnehmen, dass Kinder aus dieser Behandlung eher liebevoll überversorgt werden und sich mit ihren Eltern durch ein hohes Maß an persönlichem Lebensglück und Elternglück auszeichnen. Die Scheidungsrate ist halb so hoch wie im Durchschnitt der Bevölkerung. Als „Gewinner" gehen auch die Ehemänner oder Partner aus dieser Behandlung hervor. Nachdem sie unter dem eigenen „Versagen" meist lange gelitten haben, erleben Sie befriedigt, gemeinsam mit ihrem sozialen Umfeld, eine langersehnte Schwangerschaft. In Deutschland werden jährlich 1000-1500 Kinder nach einer solchen Behandlung geboren. Leider fehlt es noch in Deutschland an einer verbindlichen rechtlichen Regelung, welche erheblich auch zum Abbau der Vorbehalte gegen diese Art der Kinderwunschbehandlung führen würde.

Berliner Samenbank GmbH
am Gendarmenmarkt
Kronenstraße 55-58 , 10117 Berlin-Mitte
Tel. 030/30 18 88 3, Fax 030/30 69 80 21

BERLINER SAMENBANK GMBH

- Spendersamenproben für die künstliche Befruchtung
- Lagerung befruchteter Eizellen aus der Reagenzglasbefruchtung (IVF)
- Lagerung von Hodengewebsproben zur Spermiengewinnung für ICSI

Für Paare mit unerfülltem Kinderwunsch

- durch absol. männl. Zeugungsunfähigkeit
- nach Versagen anderer moderner Methoden wie IVF (Reagensglasbefruchtung oder ICSI (sog. Mikroinsemination)
- bei Ablehnung von IVF oder ICSI

Weitere Informationen erhalten Sie unter:

www.Berliner-Samenbank.de

Kronenstr. 55-58
10117 Berlin-Mitte
Tel. 030/30 69 80-16

The HU Thespians
present Mr. Goldsmith's celebrated comedy

SHE STOOPS TO CONQUER

or, *THE MISTAKES OF A NIGHT*

To be performed on February 8th to 12th at 8 pm at the
Brotfabrik Buehne, address:
Caligariplatz / Prenzlauer Promenade 3

Admission:
Adults 8 Euros
Students 6 Euros

For Reservations, call 471 40 01 or 471 40 02

WHAT THEY ARE SAYING ABOUT *SHE STOOPS TO CONQUER*

"If I could take one book to a defert iſland, this would be it!" (Mr. Defoe)

"Maſterfully put-together & animated." (Mrs. Shelley)

"I can't wait to ſee it again!" (Mr. Beckett)

"So good, words fail me." (Dr. Johnſon)

"I wiſh I'd written that." (Mr. Wilde)

"Too funny." (Mr. Strindberg)

"It's huge!" (Mr. Melville)